

Utopia

classics

Robert A. Heinlein

WELTEN

Fünf klassische
SF-Stories von
Chronisten des Atomzeitalters

PABEL

Aus der Reihe

»Utopia-Classics«

Band 12

Robert A. Heinlein

Welten

Fünf klassische SF-Stories

ROBERT A. HEINLEIN X 5

Robert A. Heinlein, der berühmte Altmeister der amerikanischen Science-fiction, präsentiert im vorliegenden Band fünf seiner frühesten Erzählungen

Freie Männer

Die Story vom okkupierten Amerika

Katastrophen kommen vor

Die Story vom Kernkraftwerk, das eine Bombe ist

Scheinwerfer

Die Story vom blinden Mädchen, das auf dem Mond strandet

Lebenslinie

Die Story des Mannes, der den Tod vorausberechnet

Lösung unbefriedigend

Die Story von der ultimativen Waffe

Robert A. Heinlein

Welten

Utopia-Classics Band 12

Scan by tigger

Freeware ebook, April 2003

ERICH PABEL VERLAG KG RASTATT/BADEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
THE WORLDS OF ROBERT A. HEINLEIN

Deutsche Übersetzung: Walter Brumm

UTOPIA-CLASSICS-Taschenbuch
Erich Pabel Verlag KG, Pabelhaus, 7550 Rastatt
Copyright © 1967 by Robert A. Heinlein
Redaktion und Lektorat: Günter M. Schelwokat
Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
Dezember 1979

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	Seite 6
Freie Männer (FREE MEN)	Seite 10
Katastrophen kommen vor (BLOWUPS HAPPEN)	Seite 44
Scheinwerfer (SEARCHLIGHT)	Seite 98
Lebenslinie (LIVE-LINE)	Seite 104
Lösung unbefriedigend (SOLUTION UNSATISFACTORY)	Seite 129

EINLEITUNG

Science Fiction ist nicht Prophetie. Oft liest sie sich, als ob sie es wäre; tatsächlich geben sich die Praktiker dieses neuen Zweigs der Unterhaltungsliteratur große Mühe, den Anschein zu erwecken, ihre Geschichten seien wahre Bilder der Zukunft. Prophezeiungen.

Prophezeiungen macht der Meteorologe, der Börsenmakler, die Wahrsagerin, der Wettlustige vor dem Pferderennen. Jeder von ihnen sagt in einem bestimmten Bereich die Zukunft voraus, zuweilen in vagen Umschreibungen, zuweilen mit dem Anspruch statistischer Wahrscheinlichkeit, aber immer mit der ernsthaften Behauptung, ein Stück Zukunft zu enthüllen.

Dies ist ganz und gar nicht, was ein Autor von Science-Fiction-Romanen macht. Er verlegt seine Handlung fast immer in die Zukunft – das heißt, in eine fiktive, mehr oder minder möglich erscheinende Zukunft –, aber die Methode hat nur selten etwas mit wissenschaftlicher Voraussicht zu tun, um so häufiger mit Spekulation und Phantasie. In zahlreichen Science-Fiction-Erzählungen finden wir eine Verbindung beider Elemente. Ein Beispiel dafür ist die Kurzgeschichte »Katastrophen kommen vor« in diesem Band. Sie wurde 1939 geschrieben, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg durch gelegentliche Einschübe geringfügig überarbeitet, aber nicht umgeschrieben, und gehört zu einer Gruppe von Erzählungen, die unter dem anmaßenden Titel »Die Geschichte der Zukunft« – der zweifellos nach Prophetie klingt – in Buchform erschien.

Ich leugne jede Absicht zur Prophezeiung; ich schrieb diese Erzählung zu dem einzigen Zweck, Geld für die Rückzahlung einer Hypothek zu verdienen, und mit der einzigen Absicht, den Leser zu unterhalten. Als Prophezeiung wirkt die Erzählung heute albern und einfältig – jeder aufgeweckte Volksschüler kann sie zerpfücken –, aber ich glaube, als Story ist sie noch immer unterhaltend, sonst würde sie nicht hier veröffent-

licht; ich habe einen Ruf zu wahren und möchte weiterhin Geld verdienen. Noch schäme ich mich dieser Motivation. Wenig Literatur ist allein aus dem Wunsch entstanden, »Kunst zu schaffen«; fast alle schriftstellerischen Leistungen verdanken ihre Entstehung der Notwendigkeit des Geldverdienens.

Neben dem Zwang des Geldverdienens mag ein Science-Fiction-Autor natürlich noch von anderen Motivationen bewegt werden, wie etwa von dem Wunsch, die Welt vor einem Kurs zu warnen, den er für verhängnisvoll hält (Orwells »1984«, Huxleys »Schöne Neue Welt«), aber man muß sich dabei vor Augen halten, daß jedes dieser beiden Werke außerordentlich unterhaltend ist, und daß mit jedem eine Menge Geld verdient wurde. Und dieses unterhaltende Moment ist es, was jeder Romanschriftsteller bewußt als sein erstes Ziel ansehen muß ... oder es kann ihm passieren, daß er sich irgendwo als Handlanger wiederfindet.

Erreicht er dieses Ziel, so wird seine Geschichte wahrscheinlich noch lange Jahre, nachdem sie sich als falsche »Prophezie« erwiesen hat, packende Unterhaltung bleiben. H. G. Wells ist der vielleicht größte Schriftsteller auf dem Gebiet der Science Fiction, und seine besten Werke entstanden vor etwa sechzig Jahren ... unter dem Druck schwierigster Verhältnisse. Tuberkulös und bettlägerig, unfähig, sich in einer Stellung zu halten, mittellos, verpflichtet zu Alimentenzahlungen, mußte er irgendwie Geld verdienen, und Schreiben war die schwerste Arbeit, die er bewältigen konnte. Wie seine Autobiographie beweist, wenn er am Leben bleiben wollte. Das Ergebnis war eine große Zahl der brilliantesten spekulativen Zukunftsgeschichten, die je geschrieben wurden. Als Prophezeiungen sind sie irrelevant ... was absolut keine Rolle spielt.

Die in diesem Band abgedruckte Erzählung »Lösung unbefriedigend« ist bewußt an Wells orientiert. Nein, ich behaupte nicht, daß sie von der Qualität H. G. Wells'scher Geschichten sei. Ihre Qualität mögen Sie beurteilen, nicht ich. Aber sie

wurde nach der Methode geschrieben, die Wells für die spekulative Zukunftsgeschichte entwickelte: man nehme eine, nur eine grundlegend neue Annahme und untersuche sie dann in allen ihren Konsequenzen – drücke diese Konsequenzen aber in der Sprache und in den Reaktionen von Menschen aus. Die Annahme, die ich wählte, war die »absolute Waffe«; die Spekulation betrifft die Veränderungen, die dadurch der Menschheit aufgezwungen werden. Aber der »geschichtliche« Hintergrund der Erzählung stimmt nicht. Die historische Entwicklung ging andere Wege.

Immerhin sind die in dieser Erzählung geschilderten Probleme aktuell geblieben, denn wir haben für das Problem der absoluten Waffe noch nicht einmal eine »unbefriedigende« Lösung gefunden; wir haben gar keine Lösung gefunden.

In den vierzig Jahren, die vergangen sind, seit ich diese Erzählung schrieb, ist die Weltlage viel gefährlicher und bedrohlicher geworden. Statt einer absoluten Waffe gibt es jetzt wenigstens fünf verschiedene Typen – definiert man eine »absolute Waffe« als eine, gegen die es keine wirksame Abwehr gibt und die in einem weiten Gebiet unterschiedslos alles tötet. Der früheste der fünf Typen, die Atombombe, liegt heute in den Arsenalen von wenigstens fünf Staaten; ungefähr fünfundzwanzig weitere Staaten haben das Potential, sie jetzt oder in den nächsten Jahren zu bauen.

Aber es gibt einen möglichen sechsten Typ. Vor längerer Zeit nahm ich an einem Seminar einer der neuen amerikanischen »Denkfabriken« teil. Eine der dabei untersuchten Fragen war, ob es möglich sei, eine »Weltuntergangsbombe« zu bauen – eine einzelne Waffe, die alles Leben auf diesem Planeten vernichten würde.

Die Ergebnisse waren: Könnte die Weltuntergangsbombe gebaut werden? – Ja, ohne Frage. Was würde sie kosten? – nicht sehr viel.

Ein siebenter Typ scheint kaum notwendig zu sein.

Und das rückt die Schrecken von »Lösung unbefriedigend« doch wieder in die Nähe jener Geschichten, wo auch die haarsträubendsten Abenteuer immer glücklich enden.

Die Erzählung »Scheinwerfer« ist fast eine Abteilung, kaum Spekulation. Die in ihr vorkommenden technischen Mittel sind entweder bereits vorhanden oder werden es in Kürze sein, denn ich begnügte mich mit einer gradlinigen Projektion der technologischen Entwicklung. »Lebenslinie« (meine erste Kurzgeschichte) ist das Gegenteil, nämlich reine Spekulation und entweder unmöglich oder doch in höchstem Maße unwahrscheinlich, weil das Was-wenn-Postulat niemals gelöst werden wird – wie ich glaube und hoffe. Aber die beiden Erzählungen sind einander darin ähnlich, daß keine davon abhängt, wann sie geschrieben wurde oder wann sie gelesen wird. Beide sind zeitlos.

»Freie Männer« ist eine weitere zeitlose Erzählung. Obwohl die Handlung in den Vereinigten Staaten angesiedelt ist und der technologische Stand erkennen läßt, daß sie sich in der Gegenwart oder in naher Zukunft abspielt, könnte man sie durch einfache Abänderung der Personennamen und Ortsbezeichnungen und durch die Einführung anderer Waffen und anderer Technik in jedes beliebige Land und in jede beliebige Zeit der Vergangenheit oder Zukunft verlegen. Aber die Erzählung bezieht ihre schockierende und Spannung erzeugende Wirkung aus dem Hier und Jetzt, und darum schrieb ich sie so nieder, wie sie ist ...

FREIE MÄNNER

»Das wären bisher drei vorläufige Präsidenten«, sagte der Leiter. »Ich frage mich, wie viele es noch gibt?« Er gab das dünne Blatt dem Boten zurück, der es in den Mund steckte und zerkaute.

Der dritte Mann zuckte die Schultern. »Schwer zu sagen«, meinte er. »Was mich beunruhigt ...«

Eine Spottddrossel unterbrach ihn. »Doiti, doiti, doiti«, zwitscherte sie. »Tirlo, tirlo, tirlo. Wilit, wilit, wilit.«

Die Lichtung war plötzlich leer.

»Wie ich sagte«, flüsterte der dritte Mann. »Wie viele es sind, macht mir keine Sorgen, aber wie willst du einen de Gaulle von einem Laval unterscheiden? Kannst du was sehen?«

»Eine Kolonne. Hält unter uns«, sagte der Leiter. Er spähte durch Büsche den Hang hinab. Die Hügel schoben sich hier nahe an den Fluß und ließen wenig Raum für die Straße, die einen halben Kilometer hart am Ufer entlangführte. Danach weitete sich das Tal, und die Straße lief schnurgerade durch seine Mitte, um fünfzehn Kilometer weiter die kleine Stadt Barclay zu erreichen.

Die Kolonne hielt direkt unter ihnen, acht Lastwagen und zwei Kettenfahrzeuge, eins an der Spitze und eins am Schluß. Letzteres rollte langsam rückwärts, während die Zwillingssläufe seiner Schnellfeuerkanone auf den bewaldeten Steilhang schwenkten, bereit, einen möglichen Angriff abzuwehren.

Am Heck des zweiten Lastwagens hatte sich eine Gruppe Soldaten mit Stahlhelmen versammelt. Der Leiter sah, wie ein Rad abmontiert wurde.

»Ist was?«

»Ich glaube nicht. Bloß eine Panne. Sie werden bald weiterfahren.« Er überlegte, was in den Lastwagen sein könnte. Lebensmittel, wahrscheinlich. Sein Mund wässerte. Vor ein paar Wochen hätte eine Gelegenheit wie diese großzügige

Rationen für alle bedeutet, aber die Eroberer hatten inzwischen dazugelernt.

Er schob nutzlose Gedanken beiseite und kehrte zum Thema zurück. »Das beunruhigt mich nicht«, sagte er. »Wer ein Verräter ist, wird es nicht lange verheimlichen können. Aber wie unterscheidest du leichtsinnige Jungen von Männern?«

»Denkst du an Joe Benz?«

»Auch an ihn. Ich würde viel dafür geben, wenn ich wüßte, wieweit wir ihm vertrauen dürfen. Aber ich hatte an Morrie gedacht.«

»Ihm kannst du vertrauen.«

»Vielleicht. Er scheint ein verlässlicher Bursche zu sein, trinkt nicht, redet nicht zuviel – aber er ist erst dreizehn.«

Unten auf der Straße wurde es lebendig. Als die Kolonne gehalten hatte, waren Wachen von den Lastwagen gesprungen und zur Flankensicherung ein Stück in den Wald vorgedrungen. Nun kehrten zwei von ihnen zurück; vor den Läufen ihrer Maschinenpistolen trottete ein Zivilist mit erhobenen Armen.

Die Spottdrossel zeterte.

»Das ist der Bote«, sagte der Leiter. »Der Idiot! Warum konnte er nicht warten? Sag Ted, daß wir es gesehen haben.«

Sein Begleiter spitzte die Lippen und flötete: »Kiwa, kiwa, kiwa, tirlo.«

Die andere Spottdrossel antwortete: »Tirlo, tirlo«, und verstummte.

»Jetzt brauchen wir einen neuen Kurier«, sagte der Leiter. »Dad, du kümmerst dich darum.«

»Gut.«

»Es gibt keine wirkliche Antwort auf das Problem«, sagte der Leiter. »Du kannst die Größe der Gruppen begrenzen, so daß jeder einzelne nicht zu viele andere verraten kann, aber zu kleine Gruppen sind unwirksam. Zehn bis fünfzehn Leute, darunter geht es nicht. Und sie müssen alle zuverlässig sein. So kommt es, daß jeder von uns alle anderen in der Hand hat.«

Der andere winkte ab. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Ed. Unsere Leute sind in Ordnung. Alles übrige ist normales Risiko.«

Als der Konvoi sich wieder in Bewegung setzte und außer Sicht kam, krochen Ed Morgan, der Leiter, und Dad Carter, sein Adjutant, aus ihrem Versteck und reckten sich. »Sag Ted, er soll unseren Rückmarsch zum Lager decken«, befahl Morgan.

Dad Carter zwitscherte und trillerte und bekam Antwort. Sie machten sich auf den Weg. Ihre Route war umwegig und schloß mehrere Aussichtspunkte ein, von wo sie ihre Fährte beobachten und mit Ted Verbindung halten konnten. Morgan befürchtete nicht, daß Ted verfolgt werden könnte; der Späher war erfahren und vorsichtig, und er war in dieser Gegend aufgewachsen. Aber die Panne konnte vorgetäuscht, das Anhalten der Kolonne eine Falle gewesen sein. Niemand wußte, ob alle Soldaten wieder auf die Lastwagen geklettert waren. Daß sie den Boten gefangen hatten, war kein gutes Zeichen.

Morgan fragte sich, wieviel der Bote verraten würde. Über Morgans Gruppe konnte er ihnen wenig erzählen, denn er kannte nur den Treffpunkt und die beiden Männer, die ihn dort erwartet hatten.

Das Lager von Morgans Gruppe war nicht besser und nicht schlechter als die Schlupfwinkel der meisten anderen Guerillaverbände in dem Gebiet, das einmal die Vereinigten Staaten genannt worden war. Der Zweitagekrieg hatte nicht alle überrascht. Die Atompilze, die über allen Großstädten und einigen anderen Orten gestanden hatten, hatten einen tiefen Schock ausgelöst, waren aber erwartet worden – von einigen.

Morgan hatte keine umfangreichen Vorbereitungen getroffen. Er hatte die Spannungsperiode vor dem atomaren Schlag und Gegenschlag einfach als eine Zeit begriffen, in der man beweglich bleiben und nicht allzu nahe bei einem Zielgebiet sein sollte. Er hatte ein verlassenes Bergwerk gefunden und Werk-

zeuge, Lebensmittel und andere nützliche Dinge darin eingelagert. Er hatte es getan, um zu überleben, und erst in den Wochen nach dem militärischen Zusammenbruch hatte er entdeckt, daß es für einen Mann mit Voraussicht unvermeidlich war, ein Anführer zu werden.

Morgan und Dad Carter erreichten die von Büschen und Bäumen verdeckte Öffnung des alten Stollens und schlüpfen hinein. Zuerst konnten sie sich nur gebückt vorwärts bewegen, aber nach ungefähr zwanzig Metern weitete sich der Stollen und endete in einer geräumigen Kammer, von der rechts und links niedrige Abbaustrecken abzweigten. Dies war das Hauptquartier der Gruppe.

Außer zwei jungen Frauen war niemand anwesend. Die eine hockte bei einem kleinen Feuer und rührte in einem Topf, die andere saß an einem Schreibmaschinentisch, auf dem ein Radio und ein Amateursender aufgebaut waren. Als Morgan und Carter hereinkamen, wandte sie sich um.

»Hallo, Margie«, sagte Carter. »Neuigkeiten?« Dann, zu der anderen: »Was essen wir heute?«

»Rindensuppe.«

»Du deprimierst mich, Cathleen.«

Das Mädchen drehte sich um und lachte, und nun sah man, daß sie noch sehr jung sein mußte. »Nun ... Kaninchenfleisch mit Pilzen, aber sehr wenig von beiden.«

»Das ist besser.«

»Du könntest den Jungen sagen, daß sie mehr darauf achten, was sie mitbringen. Noch ein Kaninchen mit Tularämie, und wir brauchen uns nie mehr Sorgen um unser Essen zu machen.«

»Das ist schwer zu vermeiden, Cathleen. Die Jungs nehmen ihre Schlingen aus und bringen mit, was sie gefangen haben. Hauptsache, du untersuchst die Kaninchen, wie der Arzt es dir gezeigt hat.« Er wandte sich zu Margie um. »Ist Jerry oben?«

»Ja.«

»Dann sag ihm, daß ich ihn sprechen will, ja?«

Margie nahm ein maschinengeschriebenes Blatt vom Tisch und reichte es ihm, dann ging sie hinaus. Morgan trug das Papier unter die Petroleumlampe und überflog beide Seiten, bevor er sorgfältig zu lesen begann. Die Besatzungsmacht hatte alle Werbung aus den Programmen verbannt, aber obwohl mehr gute Musik gesendet wurde als früher, konnte er nicht sagen, daß der Rundfunk im allgemeinen besser geworden war. Die Nachrichtensendungen, die ihn natürlich am meisten interessierten, waren zum großen Teil langweilige Propaganda ohne wirklichen Informationsgehalt.

»Hier ist etwas!« sagte er plötzlich und hielt das Blatt Papier hoch. »Hör zu, Dad ...«

Dad Carters Lesebrille war vor einigen Wochen in Scherben gegangen. Er konnte auf achthundert Meter Distanz ein Reh – oder einen Menschen – schießen, aber solange er sich nicht nach Barclay zum Optiker wagen durfte, konnte er nichts lesen.

»New Center, 28. April«, las Morgan vor. »Die koordinierende Behörde für die Vereinigung der Welt, nordamerikanische Abteilung, gibt bekannt, daß die ehemalige Stadt St. Joseph, Missouri, zum Ziel einer umfassenden Befriedungsaktion gemacht werden mußte. Trotz wiederholter Warnungen unterstützten die früheren Bewohner dieser beklagenswerten Stadt marodierende Banden von Gesetzlosen, die St. Joseph so zu ihrem Sammelplatz machen konnten. Es ist zu hoffen, daß das traurige Schicksal dieser Stadt die Selbstverwaltungsorgane aller nordamerikanischen Gemeinden zu den nötigen Maßnahmen veranlassen wird, um verräterische Kontakte mit den wenigen noch verbliebenen gesetzlosen Elementen in unserer kontinentalen Gesellschaft zu unterbinden. Sobald die Radioaktivität es zuläßt, wird am früheren Standort von St. Joseph ein Mahnmal errichtet werden.«

Dad Carter zog die Brauen hoch. »Der wievielte Fall ist das, seit sie das Land kontrollieren?«

»Mal sehen«, murmelte Morgan. »Salinas ... Colorado Springs ... der sechste, glaube ich.«

Carter schüttelte seinen Kopf. »Bei Kriegsende waren nicht mehr als sechzig Millionen Amerikaner übrig«, sagte er besorgt. »Wenn es so weitergeht, werden wir in ein paar Jahren ausgerottet sein.«

»Ich weiß«, sagte Morgan. »Wir dürfen nicht mehr im Umkreis der Städte operieren. Aber das zwingt uns zu ganz neuen Überlegungen. Wir müssen neue Methoden ausarbeiten.«

Ein untersetzter, dunkelhaariger Mann in einem schmutzigen Arbeitsanzug kam herein, gefolgt von Margie. Er nickte den beiden zu und sagte: »Was ist, Chef? Du wolltest mich sprechen?«

»Ja, Jerry. Ich möchte, daß du McCracken benachrichtigst. Er soll zu einer Lagebesprechung kommen. Heute abend, eine Stunde nach Sonnenuntergang.«

»Chef, du arbeitest zuviel mit dem Sender. Vielleicht haben sie uns schon angepeilt.«

»Ich dachte, mit deiner Schwenkantenne könnte das nicht so leicht passieren?«

»Ein Abhörspezialist kennt alle Tricks und weiß, was er dagegen tun kann. Es hilft auch nicht, wenn wir täglich die Frequenz ändern. Ein so starker Funkverkehr, wie wir ihn in den letzten Wochen hatten, kann nicht unbemerkt bleiben.«

»Ich verstehe. Also, dies wird das letztemal sein, daß wir Radio verwenden, außer in dringendsten Notfällen.«

»In Ordnung.«

Die Lagebesprechung fand im selben Raum statt. Wie üblich, konnte Morgan sie erst eine Stunde nach dem anberaumten Termin eröffnen, weil verschiedene Mitglieder der Gruppe sich verspätet hatten. Endlich traf auch McCracken ein, gerade als Morgan entschieden hatte, ohne ihn anzufangen. Als Tierarzt besaß McCracken einen Passierschein für die ländlichen Gegenden des Distrikts; er war der Verbindungsmann der Gruppe

zu ihren Helfern in Barclay.

»Die patriotische Vereinigung von Barclay, eine provisorische Aktionsgruppe zur Wiederherstellung der Nation, eröffnet ihre Sitzung«, verkündete Morgan feierlich. »Gibt es dringende Fragen, die vorab entschieden werden müssen?«

Er blickte umher; niemand meldete sich zu Wort. »Was ist mit dir?« forderte er Joe Benz heraus. »Ich hörte, daß du einige Dinge zur Diskussion stellen wolltest.«

Benz winkte ab, »Das kann warten.«

»Warte nicht zu lange damit«, sagte Morgan. »Nun, ich habe zwei Punkte auf dem Programm ...«

»Drei«, berichtigte Dr. McCracken. Er stand auf, stieg über die am Boden Sitzenden und gab Morgan ein großes, mehrfach gefaltetes Papier. Morgan entfaltete es, überflog es flüchtig, faltete es und steckte es in die Tasche.

»Das paßt hinein«, sagte er zu McCracken. »Was sagen die Leute in der Stadt dazu?«

»Viele haben natürlich Angst. Sie warten auf deine Stellungnahme. Die meisten stehen hinter uns – bisher ...«

»Ich sehe.« Morgan wandte sich wieder der Gruppe zu. »Punkt eins: Wir bekamen heute Nachricht, durch Boten und etwa drei Wochen alt, daß wieder eine provisorische Regierung gebildet wurde – die dritte, von der wir gehört haben. Nachdem er die Nachricht überbracht hatte, wurde der Kurier vor unseren Nasen geschnappt. Vielleicht war er ein Spitzel; vielleicht war er bloß unvorsichtig; das braucht uns im Moment nicht zu interessieren. Der Inhalt der Nachricht war, daß ein gewisser Albert M. Brockman sich selbst zum vorläufigen Präsidenten der Vereinigten Staaten und Brigadegeneral Dewey Fenton zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Streitkräfte sowie der Milizeinheiten – damit sind wir gemeint – ernannt haben soll. Alle Bürger sind aufgerufen, sich zusammenzuschließen, um die Eindringlinge hinauszuerwerfen, und so weiter. Die Frage ist, wie wir uns dazu verhalten sollen.«

»Und wer, zum Teufel, ist dieser Albert Brockman?« fragte jemand.

»Ich habe versucht, mich an den Namen zu erinnern«, sagte Morgan. »In der Meldung stand etwas über die Ämter, die er früher hatte. Anscheinend war er stellvertretender Landwirtschaftsminister.«

»Ich erinnere mich«, sagte Dr. McCracken plötzlich. »Auf einer Tierärztetagung hielt er mal einen Vortrag über ein Regierungsprogramm zur Bekämpfung der Rindertuberkulose. Ich hatte damals keinen guten Eindruck von ihm. Ein eingebildeter Wichtigtuer.«

Nach einer Pause sagte Ted: »Laßt ihn machen, was er will. Was geht es uns an?«

Der Leiter schüttelte den Kopf. »So einfach ist es nicht, Ted. Wir können nicht voraussetzen, daß er bloß ein Angeber ist. Hätte er in einer anderen Zeit gelebt, wäre Napoleon vielleicht ein kleiner Angestellter gewesen. Und Mr. Brockman mag ein militärisches Genie sein, verkleidet als Bürokrat. Aber das ist nicht der entscheidende Punkt. Mehr als alles andere brauchen wir Einigkeit auf nationaler Ebene. Es spielt gar keine Rolle, wer jetzt der nominelle Führer ist. Kleine und isolierte Gruppen wie die unsrige können das Land niemals zurückgewinnen. Wir brauchen Einigkeit – und deshalb können wir Brockman nicht ignorieren.«

»Was mich aufregt«, sagte McCracken heftig, »ist, daß es niemals soweit hätte kommen müssen!«

»Es hat keinen Sinn, sich darüber zu alterieren«, sagte Morgan. »Jetzt ist es leicht, die Fehler der Regierung zu sehen.«

»Nein, das meine ich nicht«, antwortete McCracken. »Ich meine nicht, daß der Krieg hätte verhindert werden können. Früher einmal, ja. Aber jeder Abgeordnete und jeder Senator wußte, daß ein Krieg Washington zerstören und das Land ohne Regierung lassen würde. Sie wußten es – warum haben sie nichts getan?«

»Sie verließen sich auf das Raketeabwehrsystem, das die Militärs ihnen seit Jahren angepriesen hatten. Allenfalls könnte man den letzten Präsidenten der groben Fahrlässigkeit beschuldigen, weil er die Schlagkraft des Gegners offensichtlich unterschätzte. Aber was nützt das alles, Doc? Die Verantwortlichen sind tot; wir können sie nicht zur Rechenschaft ziehen. Und es ist immer leichter, rückblickend zu urteilen, als Entwicklungen vorauszusehen.«

»Hmm! Ich sah voraus. Ich glaubte nicht an die Sprüche von der Unbesiegbarkeit des Abwehrsystems. Ich gab meine Praxis bei Baltimore auf und übernahm eine andere, draußen auf dem Land, ein volles Jahr vor dem unausweichlichen Eklat! Warum hatte keiner von den Regierungsleuten soviel Verstand?«

»Natürlich ... du hast recht. Das alles ist nur mit Überheblichkeit und Prestigedenken zu erklären. Aber kehren wir zu unseren Problemen zurück. Was ist mit Brockman?«

»Was schlägst du vor, Chef?«

»Ich würde lieber eure Vorschläge hören«, sagte Morgan.

»Ach, zier dich nicht wie eine alte Jungfer!« grollte Ted.
»Wir haben dich zum Anführer gewählt.«

»Gut. Mein Vorschlag ist, daß wir jemand losschicken, damit er Brockman ausfindig macht, Erkundigungen über ihn einzieht und sieht, was er hat. Ich werde versuchen, mit anderen Gruppen Verbindung aufzunehmen, in diesem Staat und auf der anderen Seite des Flusses. Vielleicht können wir uns auf ein gemeinsames Vorgehen einigen. Ich dachte daran, Dad und Morrie als Kundschafter auszusenden.«

Cathleen schüttelte ihren Kopf. »Selbst mit falschen Ausweisen und Passierscheinen würde man sie schnappen und in ein Arbeitsbataillon stecken. Ich werde gehen.«

»Das ist erst recht nichts«, antwortete Morgan. »Niemand kann sagen, was einem einzelnen Mädchen unterwegs passieren würde. Nein, es muß ein Mann sein.«

»Ich fürchte, Cathleen hat recht«, sagte McCracken. »Sie ha-

ben sowohl Vierzehnjährige als auch alte Männer zu Aufräumarbeiten nach Detroit geschickt. Es ist ihnen egal, wie viele an der Strahlung zugrunde gehen – ich glaube, es ist ein Plan, uns zu dezimieren.«

Morgan fragte ungläubig: »Sind die Städte noch immer gefährlich?«

»Nach meinen Informationen, ja. Detroit soll noch sehr heiß sein, und es wurde als eine der ersten Städte getroffen.«

»Ich werde gehen.« Die Stimme war hoch und dünn.

»Nun, Mutter«, sagte Dad Carter. »Das wäre doch ...«

»Sei ruhig, Dad. Männer oder junge Frauen sind gefährdet; man würde sie schnappen. Aber um mich werden sie sich nicht kümmern. Ich brauche nur einen Passierschein, auf dem steht, daß ich zu meinen Enkeln will, oder so etwas.«

McCracken nickte. »Den könnte ich beschaffen.«

Morgan dachte nach, dann sagte er: »Mrs. Carter wird zu Brockman gehen. Es ist eine gute Lösung. Nun zum nächsten Punkt. Ihr habt alle die Nachricht über St. Joseph gehört oder gelesen; gestern wurden in Barclay diese Plakate angeschlagen.« Er zog das Papier aus der Tasche, das McCracken ihm gegeben hatte. Er entfaltete es und hielt es hoch, daß alle den Text lesen konnten. Es war eine Warnung an die Einwohner, verbunden mit der Bekanntmachung, daß den lokalen Behörden der Stadt Barclay eine zweimonatige Bewährungsfrist eingeräumt sei, um die »Banden umherstreifender Krimineller« zu unterdrücken.

Es gab einige Unruhe, aber keine Kommentare. Die meisten von ihnen hatten in Barclay gelebt; alle hatten dort Angehörige oder Verwandte.

»Ich glaube, ich muß dazu eine Erläuterung geben«, begann McCracken. »Nach dem Anschlag dieser Plakate hatten wir eine Versammlung. Wir waren nicht vollzählig – es wird immer schwieriger, selbst die kleinsten Zusammenkünfte zu tarnen –, aber es gab keine ernsten Meinungsverschiedenhei-

ten. Wir stehen hinter euch, aber wir wollen, daß ihr euch ein bißchen zurückhaltet. Wir schlagen vor, daß ihr aufhört, in einem Zwanzig-Kilometer-Umkreis von Barclay Überfälle vorzunehmen und daß ihr nur tötet, wenn es zur Vermeidung der Gefangennahme absolut notwendig ist. Die Ermordung des Distriktschefs war der Faktor, der die Vernichtung von St. Joseph auslöste.«

Joe Benz bemerkte: »Also tun wir am besten gar nichts. Wir bleiben hier in den Hügeln, legen die Hände in den Schoß und warten ab, bis wir verhungert sind.«

»Laß mich ausreden, Joe. Wir wollen auch nicht auf unabsehbare Zeit in Knechtschaft leben. Aber gelegentliche Überfälle tun ihnen nicht weh. Meistens geht es dabei um Lebensmittel für den Untergrund, oder um sogenannte Vergeltungsschläge: ein Posten wird erschossen, ein Lastwagen gesprengt, solche Sachen. Der dem Feind zugefügte Schaden steht dabei in keinem Verhältnis zu den Repressalien, die auf derartige Anschläge folgen und unter denen die ganze Bevölkerung zu leiden hat. Wir müssen unsere Kräfte erhalten, verstärken und organisieren, bis wir richtig zuschlagen können. Wir werden euch nicht verhungern lassen. Ich kann bei den Farmern noch mehr lockermachen als bisher. Wir werden euch Fleisch besorgen. Und wir werden unsere Rationen mit euch teilen. Wir kriegen zur Zeit nur 1800 Kalorien täglich, aber über den schwarzen Markt läßt sich etwas machen.«

Joe Benz machte ein verächtliches Geräusch. Morgan blickte ihn an.

»Willst du was sagen, Joe?« fragte er. »Was hast du auf dem Herzen?«

Joe Benz stand auf. »Was McCracken eben vorgeschlagen hat, ist kein Plan«, sagte er. »Es ist ein Rückzug. Heute in einem Jahr würden wir doppelt so hungrig und keinen Schritt weiter sein – und sie festigen ihre Herrschaft mit jedem Tag, bauen eine Verwaltung auf und organisieren ein Überwa-

chungssystem, dem nichts entgeht. Wo soll uns das hinführen?«

Morgan schüttelte seinen Kopf. »Du siehst es falsch, Joe. Selbst wenn es uns nicht aufgezwungen worden wäre, würden wir sowieso in dieses Stadium gekommen sein. Die kleinen, unabhängig voneinander operierenden Widerstandsgruppen müssen aufhören, die Aufmerksamkeit des Gegners auf sich zu ziehen. Sobald das Lebensmittelproblem gelöst ist, müssen wir unsere Kräfte aufbauen. Wir müssen auf nationaler Ebene organisieren und Waffenvorräte sammeln – Gewehre, Handgranaten, Maschinenpistolen. Wir müssen dieses alte Bergwerk in eine Fabrik verwandeln. Bei alledem sind wir auf die Unterstützung der Leute in Barclay und anderswo angewiesen. Wir dürfen nicht riskieren, daß Barclay in der Zwischenzeit dem Erdboden gleichgemacht wird. Beharrlichkeit führt zum Ziel.«

»Ed Morgan, du machst dir selber etwas vor. Und du weißt es.«

»Wieso?«

»Wieso? Hör zu, du hast mir die Idee verkauft, in den Untergrund zu gehen ...«

»Du hast dich freiwillig gemeldet.«

»Richtig, ich meldete mich freiwillig. Aber nur, weil du davon redetest, wie wir den Feind ins Meer werfen würden. Du erzähltest von den Spaniern unter Napoleons Herrschaft und von den Polen. Du hast mir einen Haufen Zeug erzählt, und ich habe es dir abgekauft. Aber eins hast du mir nicht gesagt.«

»Rede weiter.«

»Es hat noch nie eine Untergrundbewegung gegeben, die ihr eigenes Land von der Fremdherrschaft befreit hat. Alle von ihnen mußten von Invasionstruppen sympathisierender fremder Mächte aus dem Dreck gezogen werden. Uns wird niemand herausziehen.«

Schweigen folgte seiner Bemerkung. Es steckte zuviel Wahrheit in dieser Feststellung; aber es war eine Wahrheit, über die

nachzudenken sich keiner der Versammelten leisten konnte. Der junge Morrie protestierte als erster.

»Wie kann Joe behaupten, daß das so ist?« fragte er. »Die Geschichte wiederholt sich nicht, heißt es. Außerdem werden wir vielleicht Hilfe kriegen. Von England, vielleicht – oder sogar von den Russen.«

Benz schnaufte. »Hört euch den Dreikäsehoch an! Paß auf, Junge, England wurde genauso zerschmettert wie wir – und Rußland auch. Höchste Zeit, daß du erwachsen wirst; die Tagträumereien vergißt.«

Der Junge starrte ihn trotzig an. »Das weißt du nicht. Wir wissen nur, was sie uns sagen. Und es gibt nicht genug von ihnen, um die ganze Welt niederzuhalten. Sie können uns nicht unterwerfen, wenn wir uns nicht unterwerfen lassen.«

Joe Benz zuckte die Schultern. »Schon gut. Nun können wir alle ›Mein Vaterland‹ singen und den Pfadfindereid rezitieren. Das sollte Morrie glücklich machen ...«

»Halt den Mund, Joe!« knurrte Morgan.

»Wir haben hier Redefreiheit, oder nicht? Was ich wissen will, ist, wie lange wir uns verkriechen und stillhalten sollen? Du weißt, daß ich mich nie vor einem Kampf gedrückt habe. Ich habe bei den Überfällen mitgemacht. Mich kannst du nicht einen Feigling nennen.«

»Du hast an einigen Überfällen teilgenommen«, räumte Morgan ein.

»Also gut. Ich würde auf unbegrenzte Zeit mitmachen, wenn ich einen vernünftigen Plan sehen könnte. Deshalb frage ich: wie soll es weitergehen? Über welchen Zeitraum soll sich dieses Stadium der Organisation auf nationaler Ebene erstrecken? Und wie wollen wir vorher unsere Versorgungsprobleme lösen? Wie lange sollen wir warten? Wann sollen wir wieder aktiv werden? Nächstes Jahr?«

Morgan gestikulierte ungeduldig. »Woher soll ich das wissen? Es kann nächstes Jahr sein; es kann in zehn Jahren sein.«

»Das genügt«, sagte Joe Benz langsam. »Ich hatte gehofft, du könntest irgendeinen vernünftigen Plan anbieten. Etwas Konkretes. Abwarten; Verbindungen aufnehmen; Versorgungsprobleme lösen; Waffen sammeln – das ist ein hübsches Bild! Statt uns das, was wir brauchen, beim Gegner zu holen! Selbstgebastelte Handgranaten gegen Raketenwerfer! Von Atombomben gar nicht zu reden. Warum hören wir nicht auf, uns selbst zum Narren zu halten? Entweder gehen wir aufs Ganze, ohne Rücksicht auf Repressalien, oder wir geben uns geschlagen!« Er rückte seinen Gürtel zurecht und ließ seinen Blick über die Gesichter der anderen gehen. Als er nur Ablehnung sah, sagte er: »Ihr könnt machen, was ihr wollt – ich bin fertig.«

Morgan zuckte mit den Schultern. »Wenn einer nicht für die gemeinsame Sache mitkämpfen will, kann ich ihn nicht zwingen. Du wirst Pflichten auf dem Versorgungssektor übernehmen. Liefere deine Waffe ab. Melde dich nachher bei Cathleen.«

»Du verstehst mich nicht, Ed. Ich bin fertig. Ich mache nicht mehr mit.«

»Du verstehst mich nicht, Joe. Vom Untergrund tritt man nicht zurück.«

»Es gibt kein Risiko für euch. Ich werde mich still verdrücken und als Nachzügler registrieren lassen. Daß ich den Mund halten werde, versteht sich von selbst.«

Morgan holte tief Atem, dann antwortete er: »Joe, ich habe gelernt, keinen Erklärungen zu trauen, die mit ›natürlich‹, ›selbstverständlich‹ oder ›das versteht sich von selbst‹ anfangen.«

»Ah – du vertraust mir also nicht?«

»Als Leiter dieser Gruppe kann ich es mir nicht leisten. Es sei denn, du kannst die Mitglieder hier bewegen, mich von meinem Posten zu entbinden. Bis dahin gilt meine Entscheidung. Du stehst unter Arrest. Gib deine Waffe her.«

Benz sah sich um, blickte in kalte, unfreundliche Gesichter.

Er griff an seinen Gürtel. »Mit der linken Hand, Joe!« sagte Morgan scharf.

Statt zu gehorchen, zog Benz seine Pistole, hielt sie vor sich und bewegte sich rückwärts zum Stolleneingang. »Sitzen bleiben!« befahl er. »Keiner rührt sich von der Stelle. Ich will niemand umlegen, aber wer mich festhalten will, muß dran glauben!«

Morgan und die meisten anderen waren bis auf ihre Messer unbewaffnet; es war nicht üblich, im Hauptquartier mit Waffen behängt herumzulaufen. Der junge Morrie hatte ein Gewehr bei sich, weil er Wachdienst getan hatte. Er hatte nicht genug Raum, es ins Spiel zu bringen, aber Morgan konnte sehen, daß er es versuchen wollte. Benz sah es auch.

»Los, Morrie«, sagte er grinsend. »Worauf wartest du noch?«

»Laß das, Morrie!« befahl Morgan. »Keiner macht Dummheiten. Du kannst gehen, Joe.«

»Das ist besser.« Joe Benz zog sich in den Stollen zurück, hielt sie aber weiterhin mit seiner Pistole in Schach. Nach ungefähr zehn Metern machte der Stollen eine Biegung; bald war Benz außer Sicht.

Dad Carter sprang auf und rannte ein kleines Stück in die Abbaustrecke, kam wieder zum Vorschein, schrie: »Köpfe ‘runter!« als er über sie wegsprang, und jagte Benz nach.

»Dad!« brüllte Morgan. Aber Carter war weg.

Eine Sekunde später krachte im Stollen eine dumpfe Explosion, und eine Staubwolke schoß aus der Öffnung.

Morgan hustete und blinzelte. Aus dem Stollen drang das Gepolter herabfallender Steine.

»Cleve – Art!« keuchte Morgan. »Seht nach, was passiert ist. Vorwärts!«

»In Ordnung, Chef!« Sie liefen hinaus.

»Alle anderen bereiten den Rückzug vor – nach Plan A, mit allen Vorräten und Ausrüstungen, Jerry, du baust den Sender ab. Margie wird dir helfen. Cathleen, du sorgst dafür, daß alles

auf den Tisch kommt, was wir nicht mitnehmen können. Wir werden ein Festmahl halten.«

»Augenblick, Ed«, sagte McCracken. »Ich muß eine Botschaft nach Barclay senden.«

»Sobald die Jungs zurück sind. Du solltest lieber in die Stadt zurückgehen.«

»Ich weiß nicht. Benz kennt mich. Ich glaube, ich werde bei euch bleiben müssen.«

»Hm ... nun, das mußt du wissen. Was ist mit deiner Familie?«

McCracken zuckte die Schultern. »Sie können nicht schlechter dran sein, als sie es wären, wenn ich geschnappt würde. Ich würde sie gern warnen lassen und dann Vorbereitungen treffen, daß sie zu mir stoßen, wenn es möglich ist.«

»Wir werden das machen. Aber du mußt mir einen neuen Kontakt geben.«

»Das ist schon geregelt. Wenn meine Botschaft durchkommt, wird mein Vertreter die Kontaktstelle übernehmen. Er heißt Hobart; hat ein Futtermittelgeschäft in der Pelham Street.«

Morgan nickte. »Ich hätte mir denken können, daß du vorgesorgt hast. Nun, was wir nicht wissen, ist ...« Er wurde unterbrochen, als Cleve hereingestürzt kam.

»Er ist davongekommen, Chef.«

»Warum seid ihr ihm nicht nach?«

»Der Stollen stürzte ein, als Dad seine verdammte Handgranate warf. Der Durchgang ist verstopft. Ich fand eine Stelle, wo ich durchsehen, aber nicht durchkriechen konnte. Benz ist nicht im Stollen.«

»Was ist mit Dad?«

»Hat einen Steinsplitter an den Kopf gekriegt. Es ist aber nicht schlimm.«

Morgan hielt zwei junge Frauen auf, die mit Gegenständen beladen vorbeihasteten. »He, ihr zwei! Kümmert euch um Dad Carter und sagt Art, er soll schnell zurückkommen!«

Als Art erschien, sagte Morgan: »Du gehst mit Cleve los und fängst Benz. Ich vermute, daß er nach Barclay will. Fangt ihn ab und bringt ihn zurück, wenn es geht. Andernfalls tötet ihr ihn. Art, du hast die Leitung. Macht euch gleich auf den Weg.« Er wandte sich wieder McCracken zu. »Nun die Botschaft.« Er fummelte in seinen Taschen nach Papier, fand das Plakat, das McCracken ihm gegeben hatte, riß ein Stück herunter und fing an zu schreiben. Dann zeigte er es dem Tierarzt. »Wie ist das?«

Die Botschaft warnte Hobart vor Benz. Sie sagte ihm nicht, daß die Gruppe ihr Hauptquartier verlegte, gab aber das »Postamt« an, durch das der nächste Kontakt erwartet wurde – die Männertoilette der Busstation.

»Laß das mit dem Postamt sein«, riet McCracken. »Hobart kennt es sowieso, und wer werden uns möglicherweise auf anderen Wegen mit ihm in Verbindung setzen. Aber ich würde ihn gern bitten, daß er meine Familie außer Sicht bringt. Sag ihm einfach, wir bedauerten zu hören, daß Tante Dinah tot ist.«

»Ist das genug?«

»Ja.«

»In Ordnung.« Morgan machte die Änderungen und rief dann: »Margie! Du überträgst diese Meldung in Kode und sagst Jerry Bescheid, daß sie noch gesendet werden muß. Danach könnt ihr abbauen.«

»Wird gemacht.« Margie nahm den Zettel und lief los.

Art und Cleve hatten keine Mühe, Benz' Fährte zu finden. Die Nacht war mondhell, und die Spur lief als eine dunkle Linie durch das taunasse, hohe Staudengestrüpp und Gras, das die alte Abraumhalde vor dem Stollen überwuchert hatte.

Aber die Spur war seit einer halben Stunde kalt; sie hatten das Bergwerk durch den am häufigsten begangenen Seitenstollen verlassen, dessen Mündung vierhundert Meter von dem Ausgang entfernt war, durch den Benz entwichen war.

Die Fährte führte in gerader Linie durch Buschdickicht und in den Wald hinein. Benz hatte es eilig gehabt und nicht ver-

sucht, seine Fußabdrücke unkenntlich zu machen, aber als sie in den Wald kamen, wurde es schwieriger, ihr zu folgen, und die zwei verloren weitere wertvolle Minuten. Wie sich herausstellte, war Benz auf dem kürzesten Weg zur Landstraße gelaufen. Sie folgten ihm, so schnell sie konnten, und verzichteten auf die gewohnten Vorsichtsmaßnahmen, aber als sie am Straßenrand haltmachten, war wieder eine Dreiviertelstunde vergangen.

»Siehst du was?« fragte Cleve den anderen, der durch die Büsche in beide Richtungen spähte.

»Nein.«

»Welche Richtung wird er genommen haben?«

»Der Alte sagte, wir sollten ihn abfangen, bevor er nach Barclay kommt.«

»Ja, aber angenommen, er ist statt dessen nach Süden gegangen? Er hat früher in Wickamton gearbeitet und hat Freunde dort. Er könnte in die Richtung gehen.«

»Der Chef sagte, wir sollen nach Barclay gehen. Komm mit.«

Sie hatten ihre Gewehre zurücklassen müssen. Ein bewaffneter Amerikaner auf einer Landstraße war so gefährdet wie ein Rehbock zur Abschußzeit. Cleve hatte einen Revolver in der Hosentasche, aber sonst waren sie auf ihre Messer und ihren Verstand angewiesen.

Elf Kilometer und zweieinhalb Stunden später – eine erzwungene Ruhepause im Gebüsch eingerechnet, als eine Fahrzeugkolonne vorbeidonnerte – erreichten sie den Stadtrand von Barclay. Hinter der nächsten Kurve war die Straßensperre mit dem Kontrollposten der Besatzungsmacht. Die Stelle war wie ein Flaschenhals; Benz mußte hier vorbeikommen, wenn er nach Barclay wollte.

Sie versteckten sich im Buschwerk neben der Straße und spähten hinaus.

Als zehn Minuten verstrichen waren, sagte Cleve: »Die Frage ist, ob wir wirklich schneller waren als er. Vielleicht ist er

längst in der Stadt.«

»Glaube ich nicht. Wenn er nicht vom Konvoi mitgenommen wurde, muß er hinter uns sein. Wir geben ihm eine Stunde.«

Ein pferdebespannter Heuwagen kam langsam herangerollt. Cleve beobachtete ihn mißtrauisch. Amerikaner durften keine Kraftfahrzeuge benutzen, es sei denn unter Bewachung, aber dieser Farmer konnte seine Ladung in die Stadt bringen, ohne mehr als eine Routineprüfung an der Straßensperre zu riskieren.

Art sagte: »Vielleicht sollten wir uns im Heu verkriechen und uns in der Stadt nach Benz umsehen. Es wäre eine günstige Gelegenheit.«

»Willst du ein Bajonett zwischen die Rippen kriegen?« brummte Cleve, während er das Fuhrwerk beobachtete. »He«, sagte er plötzlich. »Hast du das gesehen?«

»Das« war eine Gestalt, die sich vom Heck des Fuhrwerks gelöst hatte und auf der anderen Seite in den Straßengraben gerollt war.

»Was?« fragte Art.

»Das war Joe!«

»Bist du sicher?«

»Und ob! Los, hinterher!«

»Wie?« bremste Art. »Die andere Straßenseite wird vom Kontrollpunkt eingesehen. Nur nichts überstürzen. Komm mit.«

Sie arbeiteten sich hundert Meter zurück, bis sie ein Drainagerohr fanden, in dem sie auf allen vieren unter der Landstraße durchkriechen konnten. Auf der anderen Seite krochen sie im Straßengraben zu der Stelle vor, wo Benz im Gestrüpp verschwunden war. Sie war leicht zu finden; Gras und Unkraut hatten sich noch nicht wieder aufgerichtet. Die Route, die Benz genommen haben mußte, war offensichtlich – hinunter zum Flußufer, dann flußaufwärts zur Stadt.

»Anscheinend hat er nicht vor, sich zu stellen, sonst wäre er

mit dem Fuhrwerk zum Kontrollposten gefahren«, mutmaßte Cleve. »Er will irgendwo unterkriechen. Wen kennt er in Barclay?«

»Weiß ich nicht. Komm, gehen wir.«

»Augenblick. Wenn er einen Alarm auslöst, werden sie ihn für uns abschießen. Wenn er ungesehen an den Augen vorbeikommt, dann haben wir ihn verloren und müssen ihn in der Stadt suchen. So oder so gewinnen wir nichts, wenn wir ihm einfach nachlaufen. Wir müssen durch die Wasserleitung hinein.«

Wie alle besetzten Städte, war Barclay von einem Ring elektronischer Überwachungsgeräte umgeben, den »Augen«. Der Feind hatte die Stadt zu diesem Zweck zurechtgestutzt, Schuppen, außenliegende Häuser und andere Hindernisse gesprengt, niedergebrannt oder eingeebnet, um eine ungebrochene Folge der automatischen Wachtposten zu erreichen. Aber die Wasserleitung – ein aufgegebener alter Aquädukt aus verrostetem Eisenrohr – unterlief das Überwachungssystem. Art kannte den Weg; seit der Besetzung war er zweimal in der Stadt gewesen.

Sie kehrten zur Landstraße zurück, kreuzten sie und umgingen die Stadt in weitem Bogen bis zu dem Punkt, wo das Hügelland sich weiter als anderswo in die Ebene hineinschob, und wo die alte Wasserleitung auf hölzernen Stützen die Mais- und Gemüsefelder durchschnitt. Eine Stunde später waren sie in der Stadt und in relativer Sicherheit, solange sie sich nicht von einer der Patrouillen erwischen ließen, die während der nächtlichen Ausgangssperre die Straßen kontrollierten.

Das erste »Postamt«, eine Wäscheleine in der Nähe ihres Ausstiegs, sagte ihnen nichts. Sie gingen auf Umwegen zur Busstation. Cleve las die Bekanntmachungen für die Einwohner und behielt die Umgebung im Auge, während Art in die Toilette ging und im Schein einer Taschenlampe die Wände studierte. Dort, zwischen obszönen Kritzeleien und Inschriften, fand er, was er suchte: »Killroy war hier«. Die falsche

Schreibweise von Kilroy war der Hinweis – genau zwanzig Zentimeter darunter und zehn nach rechts war eine Adresse: »17 Spruce – frag nach Mabel«.

Er nahm 17 mal zwei und las es als 34 Spruce, dann ging er zu Cleve hinaus und gab ihm die Adresse. Darauf trennten sie sich, um das Ziel einzeln und auf verschiedenen Umwegen anzusteuern; man konnte nie wissen, wo die Doppelposten gerade patrouillierten, und wenigstens einer von ihnen mußte durchkommen.

Nach weiteren dreißig Minuten trafen sie sich im Garten hinter dem Haus, das ihr Ziel war. Sie stahlen sich an einem morschen Bretterzaun entlang, vorbei an Mülltonnen, erreichten die Rückseite des Hauses. Art klopfte an die Küchentür. Nach minutenlangem Warten und wiederholtem Klopfen wurde die Tür ein wenig geöffnet. Im Spalt erschien das Gesicht eines älteren Mannes, der nicht erfreut schien, sie zu sehen. »Was ist?«

»Wir suchen Mabel.«

»Hier wohnt niemand mit dem Namen.«

»Tut mir leid«, sagte Art. »Wir müssen uns geirrt haben.« Er zog fröstelnd die Schultern ein. »Kühl draußen«, bemerkte er.

»Die Nächte werden länger.«

»Mit der Zeit werden sie auch wieder kürzer«, antwortete der Mann.

»Jedenfalls müssen wir daran glauben«, sagte Art.

»Kommt 'rein«, sagte der Mann. »Die Patrouille könnte euch sehen.« Er öffnete die Tür und trat zurück. »Ich bin Hobart. Was wollt ihr?«

»Wir suchen einen Mann namens Joe Benz. Er muß heute in die Stadt gekommen und irgendwo untergekröchen sein.«

»Ja«, sagte Hobart. »Er kam vor ungefähr anderthalb Stunden und sitzt bei einem gewissen Moyland.« Während er sprach, nahm er einen halben Brotlaib aus dem Küchenschrank, schnitt zwei Scheiben herunter, legte Wurst dazu und gab sie Art und

Cleve.

»Danke«, sagte Art. »Habt ihr was unternommen? Er muß sofort zum Schweigen gebracht werden, oder er verrät alles.«

»Wir haben die Telefonleitung angezapft, sonst nichts. Ihr könnt nicht von mir erwarten, daß ich während des Ausgehverbots gute Leute opfere, um ihn zum Schweigen zu bringen, ohne zu wissen, ob es absolut notwendig ist oder nicht.«

»Wir werden das machen. Du kannst deine Leute zurückpfeifen.«

»Ist gut«, sagte Hobart. Er holte Schuhe aus einer Ecke und zog sie an.

»Du brauchst deinen Kopf nicht zu riskieren«, sagte Cleve. »Sag uns einfach, wo dieser Moyland wohnt.«

»Damit ihr der Patrouille in die Arme lauft? Ich werde euch hinbringen.«

»Was für einer ist dieser Moyland?«

»Weiß ich nicht. Er ist Schwarzhändler, doch das beweist nichts. Er gehört nicht zur Organisation, aber wir haben nichts gegen ihn.«

Hobart führte sie durch seinen verwilderten Küchengarten, eine dunkle Seitenstraße entlang, über einen Spielplatz, wo sie wegen eines falschen Alarms mehrere Minuten unter Büschen lagen, durch viele andere Hinterhöfe, Durchgänge und Gärten, und brachte sie schließlich durch eine Kellertür in ein alleinstehendes altes Privathaus. Sie gingen die Treppe hinauf und durch ein Zimmer, wo eine junge Frau ein Baby trockenlegte. Sie blickte auf, sagte aber nichts. Auf einer schmalen und steilen Treppe stiegen sie bis hinauf zum dunklen Dachboden.

»He, Jim«, rief Hobart leise. »Was gibt's?«

Der Angeredete hockte an einem kleinen Dachfenster und spähte durch ein Opernglas in die Nacht hinaus. Nun ließ er das Glas sinken und schob seine Kopfhörer zurück.

»Hallo, Chef. Nicht viel. Benz trinkt sich einen an, wie es scheint.«

»Möchte wissen, wo Moyland das Zeug herkriegt«, sagte Hobart, einen Unterton von Neid in der Stimme. »Hat er telefoniert?«

»Ein paar Anrufe kamen ‘rein, aber nichts Besonderes.«

»Woher weißt du, daß es nichts Besonderes war?«

Jim zuckte mit der Schulter und wandte sich wieder zum Fenster. »Moyland hat gerade das Rollo heruntergelassen«, verkündete er.

Art faßte Hobarts Arm. »Wir können nicht warten«, sagte er. »Wir gehen hin.«

Joe Benz erreichte Moylands Haus in schlechter Verfassung. Ein Splitter von Carters Handgranate hatte einen Fetzen Fleisch aus seiner rechten Schulter gerissen, und die Wunde blutete wieder. Er hatte ein Taschentuch gegen sie gedrückt und die Blutung vorübergehend stillen können, aber seine Aktivität war der Schulter nicht gut bekommen. Er hatte Angst, daß sein Zustand Aufmerksamkeit erregen würde, bevor er untertauchen konnte.

Moylands Stimme antwortete auf sein vorsichtiges Klopfen, aber die Tür blieb geschlossen. »Bist du es, Zack?« fragte Benz hastig.

»Ja. Wer ist dort?«

»Ich – Joe Benz. Laß mich ‘rein, Zack – schnell!«

Moyland öffnete die Tür halb. »Komm ‘rein.« Als er den Riegel vorgeschoben hatte, fragte er leise und nicht eben freundlich: »Nun, was ist los? Warum kommst du zu mir?«

»Ich mußte irgendwohin, Zack. Ich mußte von der Straße ‘runter. Sie hätten mich eingelocht.«

Moyland musterte ihn. »Du bist nicht registriert. Warum nicht?«

Benz antwortete nicht. Moyland wartete, dann fuhr er fort: »Du weißt, was mir blühen kann, wenn ich einen Flüchtigen aufnehme. Du bist im Untergrund – stimmt’s?«

»Ah, nein, Zack! Das würde ich dir nicht antun. Ich bin bloß ein – ein Nachzügler. Ich muß mich registrieren lassen, Zack.«

»Da ist Blut an deinem Ärmel. Und an der Schulter ist die Jacke zerrissen. Laß mal sehen ... Alles voll Blut! Wie?«

»Ah ... bloß ein Unfall. Vielleicht könntest du mir ein paar saubere Lappen und etwas Jodtinktur geben.«

Moyland starrte ihn an. Sein rundliches Gesicht blieb lange ausdruckslos, dann lächelte er und sagte: »Du hast nichts, das wir nicht in Ordnung bringen könnten. Setz dich.« Er öffnete einen Schrank und nahm eine Flasche Bourbon heraus, füllte ein Wasserglas drei Finger hoch und reichte es Benz. »Hier, trink das. Wir werden dich gleich verarzten.«

Er ging hinaus und kehrte mit einer Mullbinde, einem in Streifen gerissenen Handtuch und einer Flasche zurück. »Setz dich hier ins Licht, damit ich besser sehen kann. Mach dein Hemd auf. Und trink noch einen, daß du nicht umkippst, bevor ich fertig bin.«

Benz blickte nervös zum Fenster. »Warum läßt du das Rollo nicht ‘runter?«

»Es würde Aufmerksamkeit erregen. Anständige Leute lassen ihre Rollos und Fensterläden heutzutage offen. Halt still. Dies wird nicht ohne Schmerzen abgehen.«

Als er das zweite Glas geleert hatte, fühlte Benz sich besser. Seine Schulter war verbunden, und Moyland schien bereit, sich zu ihm zu setzen, mit ihm zu trinken und seine angekratzten Nerven zu beruhigen.

»Vernünftig von dir, daß du ‘reingekommen bist«, sagte Moyland. »Es hat keinen Sinn, sich wie ein ängstliches Kaninchen zu verstecken. Es ist, wie wenn du mit dem Schädel gegen eine Steinmauer anrennst. Einfältig.«

Benz nickte. »Das sagte ich ihnen auch.«

»Wem?«

»Hm? Ach, niemand. Ein paar Kerlen, mit denen ich redete. Tramps.«

Moyland schenkte ihm noch einen ein. Er sagte: »Übrigens warst du im Untergrund.«

»Ich? Sei nicht albern, Zack.«

»Hör zu, Joe, mir brauchst du nichts vorzumachen. Ich bin dein Freund. Selbst wenn du es mir erzählen würdest, spielte es keine Rolle. Erstens hätte ich keinen Beweis. Zweitens sympathisiere ich mit dem Untergrund. Ich finde nur, daß sie verschroben und töricht sind. Andernfalls wäre ich selbst zu ihnen gegangen.«

»Sie sind wirklich töricht! Das kannst du zweimal sagen.«

»Also warst du dabei?«

»Hah? Du willst mich fangen, in eine Falle locken. Ich habe mein Ehrenwort gegeben ...«

»Schon gut!« sagte Moyland hastig. »Nichts Böses hören, nichts Böses sehen, nichts Böses sagen – das ist mein Prinzip.« Er wechselte das Thema.

Der Flüssigkeitspegel in der Flasche sank, während Moyland die Ereignisse aus seiner Sicht erläuterte. »Es ist traurig, daß es einer solchen Abreibung bedurfte, bis wir unsere Lektion lernten, aber es ist eine Tatsache, daß wir der natürlichen Logik des Fortschritts im Wege standen. Es gab eine Zeit, wo wir das gleiche Ding hätten abziehen können, bloß waren wir nicht helle genug, es zu tun. Weltorganisation, Weltregierung. Wir standen im Weg, also mußten wir fallen. Es mußte kommen. Jeder klardenkende Mensch muß das sehen.«

Benz begann den Alkohol zu fühlen, aber er fand, daß dieser Kommentar nicht leicht hinzunehmen sei. »Hör mal, Zack – du willst doch nicht sagen, daß dir gefällt, was uns zugestoßen ist?«

»Gefällt? Natürlich nicht. Aber es war notwendig. Es braucht dir nicht zu gefallen, wenn dir ein Zahn gezogen wird – aber es muß gemacht werden. Wie auch immer«, fuhr er fort, »es ist nicht alles schlecht. Die großen Städte waren ohnehin wirtschaftlich und sozial ungesund. Wir hätten sie selber in die

Luft jagen sollen. Slumsanierung, könnte man es nennen.«

Benz knallte sein leeres Glas auf den Tisch. »Vielleicht – aber sie haben uns zu Sklaven gemacht!«

»Immer langsam, Joe«, sagte Moyland. »Das sind doch Redensarten, sonst nichts. Die Bullen konnten dich herumschubsen, wann immer ihnen danach war. Ist das Freiheit? Spielt es eine Rolle, ob der Bulle, der dir einen mit dem Gummiknüppel überzieht, mit einem irischen oder mit irgendeinem anderen Akzent spricht? Nein, mein Lieber, über nichts wird soviel Unsinn geredet wie über die Freiheit. Es gibt keine Freiheit. Es gibt nur verschiedene Privilegien. Redefreiheit – wir reden jetzt frei miteinander, oder? Hättest du dich früher auf eine Plattform mitten in der Stadt gestellt und über die Regierung, die Polizei oder die Kirchen hergezogen, würden die Bullen dich bald ‘runtergeholt haben. Pressefreiheit? Warst du jemals Besitzer einer Zeitung? Sei kein Dummkopf. Du hast genug Verstand gehabt, hereinzukommen, und nun wirst du finden, daß sich gar nicht so vieles verändert hat. Ein bißchen mehr Ordnung, und keine Kriegsfurcht mehr, das ist alles. Die Mädchen sind, wie sie immer waren, die schlaunen Burschen kommen zurecht, und die Einfaltspinsel ziehen noch immer den kürzeren.«

Benz nickte. »Du hast recht, Zack. Ich bin ein Idiot gewesen.«

»Freut mich, daß du es einsiehst. Nun nimm diese wilden Männer, mit denen du warst. Welche Freiheit haben sie? Die Freiheit, Hunger zu leiden, die Freiheit, auf der kalten Erde zu schlafen, die Freiheit, auf die anderen zu schießen und dafür gejagt zu werden.«

»So war es«, sagte Benz. »Hast du schon mal in einem Bergwerk geschlafen, Zack? Kälte allein ist nicht halb so schlimm, aber die Feuchtigkeit dazu – auf die Dauer hält das keiner aus.«

»Kann ich mir vorstellen«, pflichtete ihm Moyland bei. »Die

Capehart-Mine war immer naß.«

»Es war nicht die Capehart; es war die Harkn ...« Er unterbrach sich selbst und schüttelte den Kopf.

»Die Harkness, he? Da habt ihr euer Hauptquartier?«

»Das habe ich nicht gesagt! Du legst mir Worte in den Mund, die ...«

»Beruhige dich, Joe. Vergiß es.« Moyland stand auf und zog das Rollo herunter. »Du hast nichts gesagt.«

»Natürlich nicht.« Joe Benz starrte in sein leeres Glas. Seine Augen brannten vor Müdigkeit. »Sag mal, Zack, wo kann ich schlafen? Ich bin hundemüde.«

»Du wirst gleich ein sauberes Bett kriegen, wo du ausschlafen kannst.«

»Hm? Nun, dann zeig es mir. Ich muß mich hinlegen.«

»Gleich. Zuerst mußt du dich registrieren lassen.«

»Was? Das kann ich heute abend nicht mehr, Zack. Ich bin nicht in der Verfassung.«

»Du brauchst gar nicht viel zu tun. Hast du gesehen, wie ich das Rollo ‘runtergelassen habe? Sie werden jeden Moment hier sein.«

Benz stand auf, ein wenig schwankend. Er schrie: »Du hast mich verraten!« und warf sich auf seinen Gastgeber.

Moyland wich ihm aus, packte ihn und stieß ihn zurück auf den Stuhl. »Setz dich hin«, sagte er freundlich. »Du erwartest doch nicht, daß ich mich deinen bisherigen Kumpeln zuliebe atomisieren lasse, oder? Du hast nichts zu befürchten, wenn du die Wahrheit sagst.«

Joe Benz schüttelte benommen seinen Kopf. Dann fing er zu schluchzen an.

Hobart geleitete sie aus dem Haus. Als sie sich mit einem Kopfnicken voneinander verabschiedeten, sagte Hobart: »Wenn ihr zurückkommt, sagt ihr McCracken, daß Tante Dinah in Frieden ruht.«

»In Ordnung.«

»Gebt Jim und mir fünf Minuten zum Verschwinden, bevor ihr einsteigt. Viel Glück.«

Cleve, der einen Revolver hatte, deckte den Rückzugsweg von außen; Art ging hinein. Die rückwärtige Tür war verschlossen, aber sie hatte eine Glasscheibe im oberen Teil. Er drückte die mit dem Ellbogen ein, langte durch und sperrte von innen auf. Er stand im Gang, als Moyland erschien, um nach der Ursache des Geräusches zu forschen.

Art trat ihn in den Bauch, dann stieß er dem Fallenden das Messer in den Rücken. Er vergewisserte sich, daß Moyland tot war, dann ging er auf die Suche nach dem Raum, wo Benz gewesen war, als das Rollo heruntergezogen worden war.

Er fand Joe Benz darin. Der Mann zwinkerte, als ob er nicht glauben könne, was er sah. »Art!« brachte er schließlich heraus. »Junge! Bin ich froh, dich zu sehen! Laß uns hier abhauen – s' ist heißer Boden.«

Art kam auf ihn zu, das Messer in der Hand.

Benz schaute verblüfft. »He, Art! Du machst einen Fehler, Art. Du kannst nicht ...« Seine Worte gingen in einem wilden Aufschrei unter, als Art ihm das Messer unter das Brustbein stieß.

Eine Stunde und fünfzehn Minuten später kroch Art eineinhalb Kilometer außerhalb der Stadt aus der alten Rohrleitung. Seine Hände und Knie waren wund, sein Atem rasselte vor Erschöpfung, und sein linker Arm war nicht zu gebrauchen.

Cleve lag tot in der Hofeinfahrt von Moylands Haus.

Art brauchte den Rest der Nacht und einen Teil des nächsten Morgens, um in die Nähe des Bergwerks zu kommen. Er mußte sich die ganze Strecke durch das unwegsame Hügelland arbeiten; die Landstraße war jetzt zu gefährlich.

Er rechnete nicht damit, daß die Gruppe noch im Hauptquartier sein würde. Wahrscheinlich hatte Morgan die Evakuierung

im Lauf der Nacht vorgenommen und nicht auf Nachricht gewartet, ob Benz zum Schweigen gebracht war.

Aber was er dann entdeckte, hatte er erst recht nicht erwartet: einen Hubschrauber, der über dem alten Bergwerk kreiste.

Er bewegte sich vorsichtig weiter, solange dichter Wald Deckung bot; dann machte er halt und überlegte. Wenn Morgan die Gruppe sicher hinausgebracht hatte, wußte er, wo er sie antreffen würde. Wenn sie noch im Innern waren, mußte er sich etwas ausdenken, um ihnen zu helfen. Seine eigene Lage war allerdings denkbar schlecht – er hatte nur sein Messer, und einen gebrauchsunfähigen linken Arm.

Irgendwo schräg voraus schimpfte und zeterte ein Häher. Ohne viel Hoffnung zwitscherte er seine eigene Identifikation. Der Häher verstummte, und eine Spottdrossel antwortete ihm – Ted. Er mußte ihn gesehen haben.

Art wartete in seinem Versteck. Er war im Begriff, noch einmal zu signalisieren, aber er hatte Teds Fähigkeiten unterschätzt. Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

Er warf sich zur Seite, riß sein Messer heraus und verletzte seine Schulter beim Aufprall. »Ted!« keuchte er. »Mann, endlich ein erfreulicher Anblick!«

»Finde ich auch. Hast du ihn erwischt?«

»Benz? Ja, aber vielleicht nicht mehr rechtzeitig. Wo sind die anderen?«

»Vierhundert Meter nördlich vom Ausgang. Wir sind festgenagelt. Wo ist Cleve?«

»Cleve kommt nicht zurück. Was meinst du mit ›festgenagelt‹?«

»Dieser verdammte Hubschrauber kann die Schlucht einsehen, in der wir sitzen. Dad hat sie unter einem kleinen Überhang, und im Moment sind sie einigermaßen sicher, aber wir können nicht weiter.«

»Wieso Dad?« fragte Art. »Wo ist der Chef?«

»Es geht ihm nicht gut, Art. Hat ein Maschinengewehrge-

schoß in die Rippen gekriegt. Kurz nach dem Aufbruch hatten wir plötzlich Feindberührung und mußten zurück. Der Hubschrauber soll uns festhalten, bis sie Verstärkungen heranbringen, nehme ich an. Cathleen ist tot.«

»Nein!«

»Doch. Wie ich es sehe, müssen wir schleunigst aus der Schlucht 'raus, aber mit Ed ist das nicht zu machen; er müßte getragen werden.«

Weit entfernt schlug eine Drossel. »Das wird Dad sein«, sagte Ted. »Wir müssen zurück.«

»Können wir?«

»Klar, Kannst du kriechen?«

»Wenn es sein muß.«

»Bleib einfach dicht hinter mir, dann kommen wir schon durch.«

Art folgte Ted auf einer gewundenen Route, die jede Dekkung gegen Beobachter aus der Luft nutzte. Eine nur mit niedrigem Gebüsch und Stauden überwachsene Lichtung mußten sie auf den Bäuchen kriechend überqueren, das lärmende Geknatter des Hubschraubers in bedrohlicher Nähe, dann stiegen sie steil in die feuchte Schlucht ab. Art fand die Gruppe eng beisammenkauernd unter einem tropfenden Felsüberhang. Morgan lag neben der Wand auf dem Rücken, Dad Carter und Dr. McCracken saßen bei ihm. Art machte seine Meldung.

Morgan nickte. Sein Gesicht war grau und eingefallen, seine Brust mit einem dicken Verband umwickelt. »Gut gemacht, Art«, sagte er mit tonloser Stimme. »Schade um Cleve; er war ein zuverlässiger Kämpfer. Ted, wir haben die Lage besprochen. Es bleibt uns keine Wahl. Wir müssen hier 'raus. Der Sender und die übrige Ausrüstung bleiben zurück. Jeder nimmt seine Waffen und Munition und was er an Proviant in seinen Taschen unterbringen kann. Du gehst voran, weil du dich am besten auskennst.«

»Wie kommst du hier 'raus, Chef?«

»Sei nicht albern.«

»Hör zu, Chef, wenn du glaubst, wir würden weggehen und dich hier liegenlassen, befindest du dich im ...«

»Halt den Mund und geh!« Die Anstrengung schmerzte Morgan; er hustete und wischte seinen Mund.

Ted und Art zogen sich zurück.

»Hör mal, Ed ...«, fing Carter an.

»Du hältst auch den Mund. Bist du immer noch überzeugt, daß du nicht die Leitung übernehmen willst?«

»Du weißt es selber, Ed. Solange ich dein Stellvertreter war, ließen sie sich von mir was sagen, aber als Leiter der Gruppe würden sie mich nicht wollen.«

»Dann ist es an dir, Doc.«

McCracken machte ein besorgtes Gesicht. »So gut kennen sie mich nicht, Ed.«

»Sie werden dich akzeptieren. Menschen haben einen Instinkt für solche Sachen.«

»Wenn ich Leiter der Gruppe sein soll, werde ich jedenfalls nicht deiner Absicht zustimmen, allein hier zurückzubleiben. Wir werden nur die Dunkelheit abwarten!«

»Damit wir von einem Infrarot-Suchgerät ausgemacht werden? Nein, Doc, das wäre Unsinn. Und wer sagt dir, daß sie uns bis heute abend in Ruhe lassen werden? Nicht lange, und der andere Hubschrauber wird zurückkommen und Verstärkung bringen.«

»Sie werden dich nicht im Stich lassen!«

»Es liegt an dir, sie dazu zu bewegen. Ich weiß deine Freundschaft zu schätzen, Doc, aber du wirst anders denken, sobald du die Verantwortung für die Gruppe trägst. Du kannst nicht zulassen, daß wir aufgerieben werden.«

McCracken antwortete nicht. Morgan wandte seinen Kopf und sah Dad Carter an. »Laß die anderen bei mir zusammenkommen, Dad.«

Sie drängten sich um ihn, Schulter an Schulter. Morgan

blickte von einem bekümmerten Gesicht zum anderen und lächelte. »Die patriotische Vereinigung von Barclay, eine provisorische Aktionsgruppe zur Wiederherstellung der Nation, eröffnet ihre Sitzung«, verkündete er mit fester Stimme. »Ich lege die Führung der Gruppe aus Gründen körperlicher Unfähigkeit nieder. Hat jemand einen Nachfolger vorzuschlagen?«

Morgan blickte in Carters Augen. Dad räusperte sich. »Ich schlage Doc McCracken vor«, sagte er. »Gegenvorschläge?«

Er wartete, und als alle schwiegen, fuhr er fort: »Gut, wer für Doc ist, hebt seine rechte Hand. Danke. Jetzt die Gegenprobe. Doktor McCracken ist einstimmig zum Leiter der Gruppe gewählt. Viel Glück, Doc. Wir erwarten Ihre Befehle.«

McCracken stand auf. Er mußte gebeugt stehen, um nicht gegen den niedrigen Felsüberhang zu stoßen. »Wir evakuieren sofort«, sagte er. »Ted geht voran, dann Mrs. Carter, dann Jerry, dann Margie. Sobald wir aus der Schlucht und im Hochwald sind, fächern wir aus, und jeder schlägt sich allein durch. Treffpunkt bleibt die Höhle, wie im Rückzugsplan vorgesehen.« Er machte eine Pause. Morgan gab ihm ein Zeichen mit den Augen. »Das ist alles. Ted, du kannst losgehen. Nun tretet zurück und gebt Ed Morgan ein bißchen frische Luft zu atmen.«

Während sie sich marschfertig machten, kauerte McCracken sich über Morgan, um seine schwachen Worte besser zu hören.

»Sei nicht zu sicher, daß du mich das letztmal gesehen hast, Doc. Vielleicht komme ich in ein paar Tagen nach.«

»Du wärst dazu imstande. Ich werde dich warm einpacken und genug Wasser in Reichweite stellen. Ich lasse dir auch ein paar Pillen da – schmerzstillende Sachen, die dir ein bißchen Entspannung geben werden.«

»Ist klar«, sagte Ed Morgan. »Warum läßt du nicht Dad die Evakuierung leiten? Er ist ein guter Stellvertreter. Ich möchte noch ein paar Worte mit dir reden, bevor du gehst.«

»Richtig.« McCracken rief Carter herüber, instruierte ihn und

wandte sich wieder Morgan zu.

»Nachdem du dich mit Powells Gruppe vereinigt hast«, flüsterte Morgan, »solltest du mit Brockman Verbindung aufnehmen. Rede mit Powell darüber, und dann laß Mrs. Carter gehen, je eher, desto besser.«

»Das werde ich machen.«

»Es ist unser wichtigstes Problem, Doc. Wir brauchen Einigkeit und Zusammenarbeit, eine Organisation von Küste zu Küste. Nur so werden wir unser Ziel erreichen.«

McCracken nickte. »Könnte sein. Wie lange, glaubst du, wird das dauern?«

»Ich weiß es nicht. Ich denke nicht über das ›Wielange‹ nach. Zwei Jahre, fünf Jahre, zehn Jahre – vielleicht ein Jahrhundert. Die einzige Frage ist, ob wir durchhalten oder nicht.« Er blickte hinaus, wo der fünfte Mann auf das Abmarschsignal von Carter wartete, der seinerseits auf ein Signal von Art wartete. Art saß in seinem Versteck schluchtaufwärts, von wo er die Manöver des Hubschraubers beobachten konnte. »Diese Leute werden durchhalten.«

»Ich bin davon überzeugt.«

Nach einer Pause fügte Morgan hinzu: »Dieses Leben hat mich eines gelehrt, Doc: Du kannst einen freien Mann nicht versklaven. Du kannst ihn allenfalls töten.«

»Das ist eine Tatsache, Ed.«

»So ist es. Hast du eine Zigarette, Doc?«

»Sie wird dir nicht guttun, Ed.«

»Sie wird mir auch nicht schaden – oder?«

»Nun, nicht viel.« McCracken gab ihm eine, zündete sie ihm an und sah ihm beim Rauchen zu.

Später sagte Morgan: »Dad wartet auf dich, Doc. Mach's gut.«

»Ich werde Ted morgen zu dir schicken.« Morgan schüttelte seinen Kopf. »Das ist zu früh, Doc«, murmelte er. »In zwei, drei Tagen vielleicht, aber nicht eher.«

McCracken lächelte. »Das werde ich entscheiden, Ed«, sagte er freundlich. »Sieh zu, daß du gut eingewickelt bleibst. Und schlaf ein bißchen, wenn du möchtest. Belaste deine Nerven nicht mit nutzlosen Grübeleien. Wir werden durchkommen. Viel Glück.« Er drückte Morgan die Hand, dann nahm er seinen Rucksack und sein Gewehr auf und ging zu Carter. »Geh voraus, Dad. Ich mache den Schlußmann. Gib Art das Zeichen, daß du bereit bist.«

Carter zögerte, dann fragte er: »In welchem Zustand ist er, Doc? Sag es mir ehrlich.«

McCracken blickte lange in Carters Gesicht, dann sagte er mit leiser Stimme: »Ich gebe ihm noch vier oder fünf Stunden.«

»Dann bleibe ich bei ihm zurück.«

»Nein, Dad, du wirst deinen Befehl ausführen.« Als er die Not in den Augen des alten Mannes sah, fügte er hinzu: »Mach dir keine Sorgen um Morgan. Ein freier Mann hat auch die Kraft, allein zu sterben. Nun geh.«

KATASTROPHEN KOMMEN VOR

»Legen Sie den Schraubenschlüssel weg!«

Der Angeredete drehte sich langsam um und sah den Sprecher an. Sein Gesicht war unter einem grotesken Helm verborgen, Teil einer schweren Rüstung, die seinen ganzen Körper umhüllte, aber die Stimme, in der er antwortete, verriet nervöse Erbitterung.

»Was zum Teufel ist mit Ihnen los, Doktor?« Er machte keine Anstalten, das fragliche Werkzeug aus der Hand zu legen.

Sie standen einander wie zwei behelmte, dick gepanzerte Fechter gegenüber, von denen jeder nach einer Blöße des anderen Ausschau hielt. Des ersten Sprechers Stimme kam in einer etwas höheren Tonlage und um einige Grade gebieterischer aus seiner Maske. »Sie haben mich gehört, Harper. Legen Sie sofort den Schraubenschlüssel weg und verlassen Sie den Platz, wo Sie stehen. Erickson!«

Eine dritte gepanzerte Gestalt kam um den Schild herum, der die eigentliche Reaktionsmasse vom Kontrollraum trennte, in dem die beiden ersten standen. »Was gibt's, Doktor?«

»Harper wird von der Wache abgelöst. Sie übernehmen als Wachingenieur. Lassen Sie den Ersatzmann kommen.«

»Schon recht.« Seine Stimme und sein Benehmen waren phlegmatisch, und er akzeptierte die Situation ohne Fragen. Der Atomingenieur, den er eben abgelöst hatte, blickte von einem zum anderen, dann legte er den großen Schraubenschlüssel sorgfältig an seine Stelle im Materialschränk.

»Wie Sie wollen, Doktor Silard – aber lassen Sie auch Ihren Vertreter kommen. Ich werde eine sofortige Untersuchung verlangen!« Harper stapfte beleidigt hinaus. Seine bleiumkleideten Stiefel klangen dumpf auf den Bodenplatten.

Dr. Silard wartete die folgenden zwanzig Minuten ab, bis seine eigene Ablösung eintraf. Vielleicht war er übereilt gewesen. Vielleicht hatte er sich geirrt. Vielleicht war es nur eine

absurde Vorspiegelung seiner eigenen überreizten Nerven, daß Harper unter der ständigen Anspannung, die gefährlichste Maschine der Welt zu bedienen, zerbrochen war. Aber wenn er einen Fehler gemacht hatte, dann mußte es ein Fehler zur Sicherheit hin sein, nicht von ihr fort. Ausrutscher durften in diesem Geschäft nicht passieren; nicht wenn eine Fahrlässigkeit zur spontanen Reaktion von zweieinhalb Tonnen Uran führen konnte.

Er versuchte sich vorzustellen, was das bedeutete, und konnte es nicht. Man hatte ihn gelehrt, daß spaltbares Uran potentiell vierzigmillionenmal explosiver war als TNT. So ausgedrückt, war die Zahl bedeutungslos. Er dachte sie sich statt dessen als hundert Millionen Tonnen Dynamit, oder als zweihundert Millionen Sprengbomben vom größten jemals verwendeten Typ. Es bedeutete ihm noch immer nichts. Er konnte sich nicht die Detonation von tausend solchen Bomben vorstellen, gar nicht zu reden von hundert Millionen.

Vielleicht hatten diese Atomingenieure eine bildhafte Vorstellung davon. Vielleicht versetzten ihre größere mathematische Fähigkeit und ihr tieferes Verstehen der tatsächlichen Vorgänge im Innern des nuklearen Druckkessels sie in die Lage, ein lebendiges Bild von den unfäßbaren Energien zu gewinnen, die hinter diesem Schild eingeschlossen waren. Verhielt es sich so, dann war es kein Wunder, daß sie zum Überschnappen neigten ...

Er seufzte. Erickson blickte vom Kontrollpult auf und fragte: »Was ist passiert, Doktor?«

»Nichts. Es tut mir leid, daß ich Harper ablösen mußte.«

Silard konnte den Blick des großen Skandinaviens auf sich fühlen. »Sie kriegen doch nicht selber das Zittern, he, Doktor? Manchmal soll es ja vorkommen, daß der Psychiater selber in die Gummizelle ...«

»Was? Ich?« fuhr Silard indigniert auf. »Ich bin nicht in Gefahr, wenn Sie das meinen. Ich habe Angst vor dem Ding dort

drinnen, jawohl; ich wäre verrückt, wenn ich keine Angst hätte.«

»Richtig«, sagte Erickson nüchtern und machte sich wieder an seine Arbeit.

Der Injektor verschwand im Schild zwischen ihnen und dem Druckkessel, wo er einen stetigen Strom langsamer Neutronen in allen Richtungen durch das Uran schoß. Einige dieser Neutronen prallten direkt auf die Kerne von Uranatomen und spalteten sie. Die Fragmente waren neue Elemente: Barium, Xenon, Rubidium – je nach den Proportionen, in denen sich jeder Atomkern spaltete. Die neuen Elemente waren gewöhnlich instabile Isotope und wurden in einer progressiven Kettenreaktion radioaktiven Zerfalls zu einem Dutzend weiterer Elemente.

Aber diese Reaktionen waren vergleichsweise unbedeutend; es war die ursprüngliche Spaltung des Uranatomkerns mit der Freisetzung der gewaltigen Energie, die ihn zusammenhielt – unglaubliche zweihundert Millionen Elektronenvolt – die wichtig war. Und gefährlich.

Denn während das Uranisotop 235 gespalten werden kann, indem man es mit Neutronen aus einer äußeren Quelle beschießt, ergibt die Spaltung weitere Neutronen, die ihrerseits auf andere Atomkerne treffen und sie spalten. Wenn die Bedingungen für eine progressiv zunehmende Reaktion dieser Art günstig sind, dann kann sie außer Kontrolle geraten und im Bruchteil einer Sekunde zu einer unvollständigen atomaren Explosion führen – einer Explosion, die es je nach der Menge des vorhandenen spaltbaren Materials mit so schrecklichen Naturereignissen wie der Eruption des Krakatau von 1883 aufnehmen kann. Eine solche Detonation konnte man fürchten; verstehen konnte man sie nicht.

Aber eine sich selbst fortsetzende Nuklearspaltung, gerade unterhalb der Ebene einer Kettenreaktion, war für den Betrieb des Atomkraftwerks notwendig. Die Spaltung des ersten Uranatomkerns mit langsamen Neutronen kostete mehr Energie, als

der Tod des Atoms hergab. Wenn die Energieausgabe des Systems die für den Betrieb notwendige Energieeinnahme in einer wirtschaftlich interessanten Proportion übersteigen sollte, war es notwendig, daß jeder gespaltene Atomkern mit seinen freigesetzten Neutronen viele andere Atomkerne spaltete.

Ebenso notwendig war es, daß dieser Reaktionsablauf immer zum Abflauen und Erlöschen neigen sollte. Er durfte sich nicht steigern und beschleunigen, oder die gesamte spaltbare Masse im Reaktor würde innerhalb so kurzer Zeit explodieren, daß alle Gegenmaßnahmen hoffnungslos verspätet kämen.

Der am Reaktor diensttuende Ingenieur konnte diesen Reaktionsablauf mit Hilfe des »Drückers« steuern. Dies war die von den Ingenieuren verwendete Bezeichnung für die Steuerung des Injektors und der Graphit-Moderatoren. Unterstützt von Instrumententafeln und Überwachungsskalen, konnte er so den Neutronenbeschuß variieren, um die Wärmeabgabe des Reaktors und damit die Energieerzeugung der Anlage zu steigern oder zu verringern. Seine Instrumente sagten ihm, ob der Kernspaltungsprozeß im Reaktor gedämpft oder verstärkt wurde. Tatsächlich konnten sie ihm nur zeigen, welcher Zustand in der vergangenen Zehntelsekunde im Druckkessel geherrscht hatte. Er konnte nicht wissen, was wirklich *jetzt* im Reaktor vorging – subatomare Geschwindigkeiten sind zu hoch und die Zeitintervalle zu kurz. Er war wie der Vogel, der rückwärts flog; er konnte sehen, wo er gewesen war, aber er wußte nie, wohin die Reise ging.

Nichtsdestoweniger war er – und er allein – dafür verantwortlich, daß der Reaktor nicht nur mit optimaler wirtschaftlicher Effizienz gefahren wurde, die Energieerzeugung also an der oberen Grenze der Kapazität lag, sondern auch im sicheren Bereich blieb und die Reaktion niemals den kritischen Punkt überschritt, wo eine Explosion unvermeidlich wurde.

Aber das war unmöglich. Er konnte nicht sicher sein, daß der

wirkliche Ablauf im Rahmen des Programms blieb. Er konnte niemals sicher sein.

Er konnte die beste wissenschaftlich-technische Qualifikation mitbringen und sie einsetzen, um die Gefahr auf die niedrigste mathematische Wahrscheinlichkeit zu reduzieren, doch die blinden Gesetze des Zufalls, die in subatomarer Aktion zu herrschen scheinen, konnten sich jederzeit gegen ihn wenden und sein geschicktes Spiel übertrumpfen.

Und jeder der Ingenieure wußte es, wußte, daß er nicht nur mit seinem eigenen Leben spielte, sondern mit den Leben ungezählter anderer. Niemand vermochte genau zu sagen, was eine solche Explosion anrichten würde. Die vorsichtigsten Schätzungen gingen dahin, daß nicht nur das Kraftwerk und sein Personal völlig vernichtet würden, sondern daß darüber hinaus ein großer Teil des dichtbesiedelten südkalifornischen Industriegebiets in eine radioaktive Wüste verwandelt würde.

Die offizielle Version, die bei der Erteilung der Baugenehmigung eine Rolle gespielt hatte, war um einiges optimistischer und gründete sich auf mathematischen Berechnungen, die eine Kettenreaktion der gesamten Masse für unwahrscheinlich erklärten.

Die Ingenieure setzten kein großes Vertrauen in die offizielle Theorie. Sie beurteilten theoretische mathematische Voraussagen mit der Skepsis von Praktikern, die an nichts glaubten, solange es nicht experimentell erwiesen war.

Doch selbst vom offiziellen Standpunkt aus gesehen hielt jeder diensttuende Ingenieur nicht nur sein eigenes Leben in seinen Händen, sondern die Leben vieler anderer – wie vieler, das war eine Frage, über die man lieber nicht nachdachte. Kein Pilot, kein General, kein Arzt hatte jemals eine solch immerwährende Verantwortungslast getragen, wie diese Männer sie täglich auf sich nehmen mußten, wenn sie ihren Dienst antraten.

Dr. Cummings erschien, noch immer an den Verschlußschnallen seines Schutzanzugs fummelnd. »Was gibt es?« fragte er Silard.

»Ich mußte Harper ablösen lassen.«

»Das dachte ich mir. Ich traf ihn draußen. Er war wütend. Ging mit einem finsternen Blick vorbei, ohne zu grüßen.«

»Ich weiß. Er verlangt eine sofortige Untersuchung. Deshalb mußte ich Sie bemühen.«

Cummings grunzte, dann nickte er dem Ingenieur zu. »Wen habe ich gezogen?«

»Erickson.«

»Das ist gut. Skandinavier können nicht verrückt werden, he, Gus?«

Erickson blickte kurz auf, brummte: »Das ist Ihr Problem«, und arbeitete weiter. Cummings sah zu Silard und sagte: »Psychologen scheinen hier nicht sehr beliebt zu sein. Also – ich löse Sie ab.«

»Danke, Sir.«

Silard ging hinaus, entledigte sich in der Garderobe seines lästigen Panzers und eilte zum Aufzug, den er unter der Erde verließ, um in eine Fahrkapsel der Röhrenbahn zu steigen. Als eine leere Kapsel durch die Station rollte, ließ er sie anhalten, klappte die Haube auf und stieg ein. Er setzte sich und legte seinen Kopf in Erwartung der Beschleunigung in die gepolsterte Nackenstütze. Fünf Minuten später klopfte er an die Tür des Generaldirektors, zwanzig Kilometer entfernt.

Das Kraftwerk selbst stand in einer Wüstenebene. Alles was nicht zu seinem unmittelbaren Betrieb notwendig war – Verwaltungsgebäude, ein Umspannwerk, Wohnhäuser für Techniker und Angestellte – lag jenseits einer Hügelkette. Ein Sekretär, Steinke, öffnete Silard und führte ihn durchs Vorzimmer und ins Büro des Generaldirektors. Harper war bereits da und beantwortete seinen Gruß mit einem knappen Kopfnicken. Der Generaldirektor war freundlich, sah aber übermüdet und sor-

genvoll aus.

»Kommen Sie herein, Doktor, setzen Sie sich. Ich bin ein wenig überrascht, muß ich sagen. Ich hatte Harper für einen meiner ruhigsten und verlässlichsten Männer gehalten.«

»Ich sage nicht, daß er es nicht ist, Sir.«

»Nun?«

»Er mag völlig in Ordnung sein, aber meine Instruktionen lauten, daß jegliches Risiko zu vermeiden sei.«

»Ganz recht.« Der Generaldirektor warf dem Ingenieur, der stumm und steif in einem Sessel saß, einen beunruhigten Blick zu, dann richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf Silard. »Erzählen Sie, wie Sie zu Ihrer Entscheidung kamen.«

Silard holte tief Atem. »Während meiner Wache als psychologischer Beobachter in der Reaktorstation bemerkte ich, daß der diensttuende Ingenieur geistesabwesend und verschlossener als sonst wirkte. Schon in den letzten Tagen fiel mir ein Nachlassen der Aufmerksamkeit auf, auch in der dienstfreien Zeit. Beim Kartenspiel zum Beispiel verlangt er jetzt öfters den letzten Stich zu sehen, was durchaus im Gegensatz zu seinem früheren Verhalten steht.

Ich könnte noch andere, ähnliche Beobachtungen anführen. Um es kurz zu machen: Heute nachmittag um fünfzehn Uhr elf sah ich während meiner Wache, wie Harper ohne erkennbaren Grund einen schweren Schraubenschlüssel aufhob, der nur für die Ventile am Wärmeaustauscher gebraucht wird, und damit zum Drücker ging. Ich befreite ihn vom Dienst und schickte ihn aus der Reaktorstation.«

»Chef!« fuhr Harper ärgerlich dazwischen. »Wenn dieser Zauberdoktor einen Schraubenschlüssel von einem Oszillator unterscheiden könnte, hätte er gewußt, was ich tat. Der Schraubenschlüssel lag im falschen Regal. Ich sah es und nahm ihn an mich, um ihn an seinen richtigen Platz zu legen. Unterwegs blieb ich stehen, um die Ablesungen zu überprüfen!«

Der Direktor wandte sich mit fragendem Blick zu Silard.

»Das mag zutreffen«, antwortete der Psychologe hartnäckig. »Nehmen wir an, es verhält sich so. Meine Diagnose bleibt davon unberührt. Ihr Verhaltensmuster hat sich geändert; Ihre gegenwärtigen Handlungen sind unberechenbar, und ich kann nicht zustimmen, daß Sie ohne vollständige Untersuchung verantwortliche Arbeit tun.«

Generaldirektor King trommelte auf die Schreibtischplatte und seufzte. Dann betrachtete er Harper und sagte bedächtig: »Harper, Sie sind ein guter Mann, und glauben Sie mir, ich weiß, wie Ihnen zumute ist. Aber es gibt keine Möglichkeit, es zu vermeiden – Sie müssen zur psychometrischen Untersuchung gehen und sich mit dem Ergebnis abfinden, wie immer es sein wird.« Er schwieg erwartungsvoll, aber Harper verharrte in ausdrucksloser Verschllossenheit. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag, mein Freund: Nehmen Sie ein paar Tage Urlaub. Dann, wenn Sie zurückkommen, können Sie sich den Psychiatern stellen oder in eine andere Abteilung versetzen lassen, was Ihnen lieber ist.« Er warf Silard einen kurzen Blick zu und erhielt ein zustimmendes Nicken.

Aber Harper war nicht besänftigt. »Nein, Chef«, protestierte er. »Ich werde es nicht tun. Sehen Sie nicht, was hier falsch ist? Es ist diese ständige Überwachung. Unaufhörlich werden Sie beobachtet, immer steht jemand hinter Ihnen, verfolgt jede Ihrer Bewegungen und erwartet buchstäblich, daß Sie verrückt werden. Wir werden bei den harmlosesten und unschuldigsten Handlungen nervös, aus Angst, irgendein Kopfdoktor, der selber halb bekloppt ist, könnte es sehen und beschließen, es sei ein Zeichen, daß wir am Überschnappen sind. Lieber Himmel, was erwarten Sie?« Nach diesem Ausbruch ließ er sich in den Sessel zurückfallen und fuhr in verändertem Ton fort: »Sie müssen einsehen, daß dieses System falsch ist, Chef. Wie die Dinge hier liegen, muß ich die Konsequenzen daraus ziehen. Sorgen Sie bitte dafür, daß ich meine Papiere bekomme, und – leben Sie wohl.«

»Warten Sie, Harper – bleiben Sie noch einen Moment sitzen!« sagte King hastig. »Vergessen Sie, was Sie eben gesagt haben. Ich möchte Sie nicht verlieren. Was würden Sie sagen, wenn ich Sie ins Strahlungslaboratorium versetzte? Sie gehören sowieso in die Forschung; ich hätte Sie nie dem Reaktordienst zugeteilt, wenn ich nicht knapp an erstklassigen Männern gewesen wäre.

Was die ständige psychologische Überwachung betrifft, so ist sie mir genauso verhaßt wie Ihnen. Wahrscheinlich wissen Sie nicht, daß ich selbst nicht viel weniger genau überwacht werde als Sie in der Reaktorstation.« Harper zeigte ungläubiges Erstaunen, doch Silard nickte.

»Aber wir müssen diese Überwachung haben«, fuhr King fort. »Erinnern Sie sich an Manning? Nein, er war vor Ihrer Zeit hier. Wir hatten damals noch keine psychologische Überwachung. Manning war tüchtig und zuverlässig. Außerdem war er immer gut gelaunt; nichts schien seine heitere Ruhe stören zu können.

Ich war froh, ihn in der Reaktorstation zu haben, denn er war immer wachsam und schien niemals nervös zu werden; im Gegenteil, je länger er Dienst tat, desto munter und fröhlicher wurde er. Ich hätte wissen sollen, daß das ein schlechtes Zeichen war, aber ich wußte es nicht, und es gab keinen Beobachter, der es mir gesagt hätte.

Sein Techniker mußte ihn eines Nachts niederschlagen, als er sich plötzlich einbildete, er müsse die Kühlwasserzufuhr unterbrechen. Seit damals ist der arme Manning unzurechnungsfähig geblieben. Er ist an sich ein harmloser Fall, aber für verantwortungsvolle Arbeit jeglicher Art ungeeignet. Nachdem Manning durchgedreht hatte, arbeiteten wir das gegenwärtige System mit zwei qualifizierten Ingenieuren und einem Beobachter pro Wache aus. Es schien die einzige sichere Möglichkeit zu sein.«

»Ich will das nicht bestreiten, Chef«, sagte Harper, dessen Miene nicht länger Verärgerung zeigte, aber entschieden un-

glücklich war. »Trotzdem ist es eine unerträgliche Situation.«

»Ich gebe Ihnen vollkommen recht.« King stand auf und streckte seine Hand aus. »Harper, sofern Sie nicht fest entschlossen sind, uns zu verlassen, erwarte ich Sie morgen im Strahlungslaboratorium zu sehen. Noch etwas – ich empfehle das nicht oft, aber es könnte Ihnen guttun, wenn Sie sich heute abend einen antrinken würden.«

Als Harper gegangen war, wandte King sich mit hilfloser Gebärde an den Psychologen. »Da geht wieder einer – und einer der Besten. Doktor, was soll ich machen?«

Silard zog an seiner Wange. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Das Traurige an der ganzen Situation ist, daß Harper absolut recht hat. Das Bewußtsein, unter ständiger Beobachtung zu sein, muß ihre Anspannung verstärken. Und doch müssen sie beobachtet werden. Für uns Psychologen ist es übrigens auch kein angenehmer Zustand. Es macht uns nervös, in der Gefahrenzone zu sein, um so mehr, als wir nicht viel von der Technik verstehen. Und das Wissen, verhaßt und verabscheut zu sein, ist eine zusätzliche Belastung für uns. Wissenschaftliche Objektivität ist unter solchen Umständen schwierig; ich werde selber nervös und reizbar, wissen Sie.«

King begann auf und ab zu wandern. »Aber es muß irgendeine vernünftige Lösung geben ...«

Silard schüttelte seinen Kopf. »Vom Standpunkt der Psychologie sehe ich keine, Mr. King.«

»Nein?« King blieb plötzlich stehen und blickte Silard nachdenklich an. »Sagen Sie mal, Doktor, wer ist eigentlich der führende Mann auf Ihrem Gebiet?«

»Wie bitte?«

»Wer ist die anerkannte Kapazität für solche Dinge?«

»Nun, das ist schwer zu sagen. Natürlich gibt es nicht einen einzelnen führenden Psychologen oder Psychiater auf der Welt. Aber ich weiß, was Sie meinen. Sie wollen nicht den besten Spezialisten für industrielle oder Betriebspsychologie; sie

wollen den besten Mann für Situationspsychosen. Das wäre wahrscheinlich Lentz.«

»Wo ist er?«

»In Boston, nehme ich an. Er lehrt an der Harvard-Universität.«

»Holen Sie ihn. Machen Sie seine Adresse ausfindig und reden Sie mit ihm. Alles übrige wird Steinke veranlassen. Wir holen Lentz mit einer unserer Geschäftsmaschinen ab. Ich möchte ihn so bald wie irgend möglich sprechen.« King kehrte an seinen Platz zurück und setzte sich mit der Haltung eines Mannes, der wieder Herr seiner selbst und der Situation ist.

Silard blickte verdutzt drein. »Aber Mr. King«, sagte er kopfschüttelnd, »Sie können einen Lentz nicht kommen lassen, als ob er unser Bezirksvertreter wäre. Er ist – er ist Lentz.«

»Gewiß; darum brauche ich ihn. Aber ich bin schließlich auch keine neurotische Millionärswitwe, die aus Langeweile Mitgefühl kaufen will. Er wird schon kommen. Aber sehen Sie zu, daß es bald ist.«

Als Erickson nach Dienstsclluß nach Hause kam, fragte er herum und erfuhr, daß Harper in die Stadt gefahren war. Darauf verzichtete er auf das Abendessen im Betriebskasino, zog sich um und fuhr mit seinem Wagen nach Paradise Beach.

Paradise Beach war das nächstgelegene Vergnügungsviertel in dem monotonen Städtebrei zwischen Los Angeles und San Diego und hatte den ausschließlichen Zweck, das Personal der »Atomfabrik« und einiger benachbarter Rüstungswerke vom Inhalt der Lohntüten zu trennen. Die Ingenieure und Techniker, Arbeiter und Angestellten zeigten sich – soweit sie nicht verheiratet waren und mit ihren Familien lebten – durchaus geneigt, dem guten Zweck zu dienen, denn Paradise Beach bot jenen Luxus und jede Zerstreung, die man sonst nur in renommierten Vergnügungsorten wie Reno oder Las Vegas zu finden erwartete.

Erickson machte die Runde durch die Lokale. In den sechs Blocks der Uferstraße gab es siebenundzwanzig Bars, Restaurants und Lokale mit Ausschanklizenzen für Alkohol. In einem dieser Etablissements mußte Harper sein, und weil Erickson die Gewohnheiten und den Geschmack seines Kollegen kannte, fing er mit den Lokalen an, die er für die aussichtsreichsten hielt.

Er irrte sich nicht. Harper saß allein an einem Tisch in Lanceys »Sanssouci-Bar«, dem dritten Lokal, das er aufsuchte. Sie pflegten beide gern zu Lancey zu gehen. Die altmodische Einrichtung aus Chrom und rotem Leder gefiel ihnen besser als die schreiende, grelle Aufmachung der modernen Bars. Lancey war konservativ; er hielt an indirekter Beleuchtung und leiser Musik fest; seine Kellnerinnen waren immer voll bekleidet.

Harper hatte ein halbleeres Whiskyglas vor sich stehen. Erickson hielt ihm drei ausgestreckte Finger unter die Nase und befahl: »Zähle!«

»Drei«, sagte Harper. »Setz dich, Gus.«

»Richtig«, sagte Erickson und ließ sich nieder. »Du bist ja noch stocknüchtern. Wie war der Ausgang?«

»Trink mit mir«, sagte Harper. »Aber nicht diesen Scotch, der taugt nichts. Ich glaube, Lancey hat angefangen, ihn mit Wasser zu strecken. Ich habe kapituliert.«

»Lancey macht so was nicht«, widersprach Erickson. »Wie kommt es, daß du kapituliert hast? Du hattest doch vor, ihnen richtig die Meinung zu sagen.«

»Das tat ich auch«, sagte Harper, »aber was willst du machen, Gus, der Chef hat in einer Weise recht. Wenn ein Gehirnklempner sagt, bei dir sei eine Schraube locker, dann muß der Chef sich hinter ihn stellen und dir einen Tritt geben. Er kann sich nicht leisten, irgendein Risiko einzugehen.«

»Ja, der Chef ist in Ordnung, aber die Psychologen töten einem den Nerv. Manchmal hätte ich gute Lust, den einen oder den anderen von ihnen richtig zu vermöbeln.«

»Würde dir auch nicht helfen, Gus. Komm, trink einen.«

»Ja, aber nicht Scotch. Ich werde einen Martini bestellen; wir sollten bald was essen.«

»Ja. Ich werde auch einen Martini nehmen.«

Erickson hob seinen blonden Kopf und brüllte: »Izzy!«

Ein dunkelhäutiger Hüne erschien hinter der Theke und nickte herüber. »Mr. Erickson! Ja, Sir?«

»Izzy, bring uns zwei Martinis, aber vom echten!« Er wandte sich Harper zu und fragte: »Was willst du jetzt machen, Cal?«

»Strahlungslaboratorium.«

»Hm. Das ist nicht so schlecht. Ich würde mich selber gern mit solchen Sachen beschäftigen. Zum Beispiel Raketentreibstoffe; da habe ich ein paar Ideen.«

Harper blickte mäßig amüsiert drein. »Denkst du vielleicht an atomaren Brennstoff für interplanetarische Flüge? Das Problem ist nicht aktuell. Nein, mein Lieber. Der erdnahe Raum ist die Grenze, bis uns was Besseres einfällt als Raketen. Natürlich, du könntest den Reaktor nehmen und ein Schiff darum bauen und dir irgendwas ausdenken, um die Wärmeenergie in Schubkraft umzusetzen, aber wo führt das hin? Das Ding müßte einen Kleinreaktor mit hoher Leistung konstruieren. Und was ist mit dem Rohmaterial? Glaubst du, die Firma würde dir für etwas, das keine Dividenden einbringt, von ihrem Uranvorrat abgeben?«

»Du hast nicht alle Alternativen durchdacht«, wehrte Erickson ab. »Wie sieht es denn aus? Die Raketenleute versuchten bessere Raketen zu bauen und glaubten, daß es bis zu einer Zeit, wo ihre Raketen zum Mond fliegen könnten, auch einen verbesserten Treibstoff dafür geben würde. Sie brauchten einen Treibstoff, der hinreichend konzentriert ist, um auf der ganzen Strecke ausreichende Schubkraft zu haben. Aber sie haben ihn nicht. Und warum nicht? Weil wir sie sitzengelassen haben. Weil sie noch immer auf molekulare Energie angewiesen sind, auf chemische Reaktionen, während wir auf der Atomenergie

sitzen. Alle warten darauf, daß wir etwas wie einen konzentrierten Raketentreibstoff entwickeln. Haben wir es getan? Nichts haben wir getan. Die Gesellschaft dachte nur an sofortige kommerzielle Ausbeutung, und sonst ist nichts geschehen.«

Der Barmann brachte die beiden Martinis an den Tisch, und Ericksons Gedanken wurden auf Naheliegendes gelenkt.

»Wollen wir um die Martinis knobeln, Izzy?«

»Wenn Sie wollen, Mr. Erickson.«

Der Neger ging und holte einen ledernen Würfelbecher, und Erickson schüttelte heftig und ließ die Würfel rollen. In drei Würfeln kam er auf 29 Punkte. Der Barmann nahm den Würfelbecher. Er schüttelte ihn mit einer knappen Rückwärtsdrehung seines Handgelenks, dann knallte er ihn umgestülpt auf den Tisch, hob ihn weg. Nach dem dritten Wurf hatte er 41 Punkte. Erickson zog seine Brieftasche und zahlte für zwei Martinis extra. Dann nahm er einen der gravierten Würfel zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Izzy«, sagte er, »sind das dieselben Würfel, mit denen ich ...«

»Aber Mr. Erickson!« Ein gequälter Ausdruck kam in die Augen des Negers.

»Schon gut«, lenkte Erickson ein. »Meine eigene Dummheit, wenn ich mit dir knoble. In sechs Wochen habe ich noch nicht einen Wurf gewonnen.«

Der Barmann ging, und Erickson wandte sich mit erneuerter Intensität seinem Kollegen zu: »Ich wollte gerade sagen, daß es eine bessere Methode geben müßte, um Energie aus ...«

Er wurde wieder unterbrochen, diesmal von einem verführerischen Wesen in einem anliegenden Abendkleid, das von der Fülle eingezwängter weiblicher Reize zu bersten drohte. Sie war vielleicht neunundzwanzig oder dreißig, ein reifer, vielversprechender Typ. Sie ließ sich auf einen Stuhl sinken und fragte: »Fühlt ihr Jungs euch einsam?«

»Nett, daß du fragst, aber wir fühlen uns nicht einsam«, ant-

wortete Erickson. Er zeigte mit dem Daumen auf einen Einzelgänger am anderen Ende des Raums. »Geh zu Hannigan; der hat Zeit.«

Sie folgte der Geste mit ihrem Blick und machte ein Gesicht. »Der? Mit dem ist nichts anzufangen. Sitzt nur 'rum und trinkt. Wenn du mich fragst, ist der nicht ganz richtig hier oben.«

»Ja?« sagte Erickson gleichmütig. Er fischte eine Fünfdollar-note aus der Tasche und gab sie ihr. »Hier«, sagte er, »kauf dir was. Vielleicht besuchen wir dich später.«

»Danke.« Das Geld verschwand, und sie stand auf. »Fragt einfach nach Edith.«

»Hannigan sieht wirklich schlecht aus«, bemerkte Harper mit einem verstohlenen Blick zu dem anderen Mann, der apathisch und brütend vor sich hinstarrte. »Und er war die letzte Zeit sehr wortkarg und verschlossen. Meinst du, daß wir verpflichtet sind, ihn zu melden?«

»Das ist nicht unsere Sache«, sagte Erickson. »Übrigens ist schon ein Beobachter zur Stelle. Siehst du ihn?«

Harper folgte den Augen seines Gefährten und erkannte Dr. Mott vom psychologischen Stab. Er stand am hinteren Ende der Bar, ein großes Glas Bier neben sich, eine aufgeschlagene Zeitung in den Händen, aber seine Stellung war so, daß er nicht nur Hannigan, sondern auch Erickson und Harper im Blickfeld hatte.

»Ja«, sagte Harper verdrießlich. »Und er überwacht auch uns. Verdammt, ich brauche bloß einen von ihnen zu sehen, und mir geht das Messer in der Tasche auf!«

»Laß uns abhauen«, sagte Erickson, »und anderswo zu Abend essen.«

»Das ist eine gute Idee.«

Lancey selbst erwartete sie an der Tür. »Wollen die Herren schon gehen?« fragte er in einem Ton, der andeutete, daß ihr Weggang ihn des letzten Grundes beraubte, sein Geschäft an diesem Abend offenzuhalten. »Ich kann Ihnen heute abend

gebackenen Hummer empfehlen. Wenn es Ihnen nicht schmeckt, brauchen Sie nichts zu bezahlen.« Und er lächelte aufmunternd.

»Keine Seetiere, Mr. Lancey«, sagte Harper. »Nicht heute abend. Sagen Sie mal – haben Sie eigentlich keine Angst, daß in unserem Werk eines Tages die Bombe hochgehen und Sie mitnehmen könnte?«

Der Wirt machte runde Augen. »Angst vor der Bombe? Aber sie ist mein Freund!«

»Bringt Ihnen Geld ein, he?«

»Nein, nein, das meine ich nicht.« Er beugte sich vertraulich zu ihnen. »Vor fünf Jahren kam ich her, um rasch ein wenig Geld für meine Familie zu machen, bevor mein Magenkrebs mich umbrächte. In der Klinik wurde ich mit den großartigen neuen Strahlen geheilt, die Sie mit Hilfe der Bombe machen. Jetzt bin ich gesund – ich lebe wieder. Nein, ich habe keine Angst vor der Bombe; sie ist mein guter Freund.«

»Angenommen, sie fliegt in die Luft?«

»Wenn der Herrgott mich will, wird er mich nehmen.« Als sie draußen waren, sagte Erickson zu Harper: »Da hast du deine Antwort, Cal. Wenn wir alle seinen Glauben hätten, würde der Job uns nicht kaputtmachen.«

»Ich weiß nicht«, murmelte Harper. »Ich glaube nicht, daß es Glaube ist; ich glaube, es ist Mangel an Phantasie – und Wissen.«

Zu Generaldirektor Kings Verdruß ließ Lentz eine volle Woche auf sich warten. Als er dann erschien, war King über das Aussehen seines Besuchers erstaunt. Er hatte sich einen hageren Gelehrtentyp mit durchdringenden Augen und selbstherrlichen Gesten vorgestellt. Aber dieser Mann war klein und fett, ein rosiger, glatzköpfiger Mann, dessen blaßblaue Augen verschmitzt in die Welt blickten. Eine lange Zigarettenspitze entragte einem Winkel seines breiten Mundes, der ständig zu

lächeln schien.

King fand, daß er ein aufmerksamer und angenehmer Gesprächspartner war. Er berichtete Lentz von den Schwierigkeiten mit dem Personal, und wie die fähigsten Männer früher oder später unter der ständigen Anspannung zerbrachen.

Die Einführung ständiger psychologischer Überwachung hatte die Wahrscheinlichkeit akuter Gefahr durch irrationale Ausbrüche des einen oder des anderen Wachingenieurs sehr verringert, aber King mußte zugeben, daß das System kein Erfolg war; seither war ein deutliches Ansteigen der Psychoneurosen zu verzeichnen.

»Das ist das Bild, Professor. Glauben Sie, daß Sie etwas für uns tun können?«

Aber Lentz hatte keine Patentlösung anzubieten. »Nicht so schnell, Direktor«, konterte er. »Sie haben mir einen Situationsbericht gegeben, aber ich habe noch keine wirklichen Daten. Ich muß mich eine Weile umsehen, mit Ihren Ingenieuren reden, ein paar Gläschen mit ihnen trinken und Bekanntschaften schließen. Das ist möglich, nicht wahr? Dann werden wir in ein paar Tagen wissen, wo wir stehen.«

King blieb nichts übrig, als ihm zuzustimmen.

»Und es wird gut sein, wenn Ihre Leute nicht wissen, warum ich hier bin. Angenommen, ich wäre Ihr alter Freund, ein Physiker, wie?«

»Nun ja – natürlich. Ich kann dafür sorgen, daß es sich herumspricht, aber – darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen?«

Die verschmitzten Augen blickten heiter.

»Bitte sehr.«

»Sie würden in diesem Fall zweifellos von unseren Leuten in Fachdiskussionen verwickelt werden, so daß es peinlich werden könnte, falls Ihre Kenntnisse auf dem Gebiet der Physik als Deckmantel unzureichend wären.«

Das Lächeln wurde breiter. »Keine Sorge«, sagte Lentz.

King wurde verlegen. »Ich zweifle keineswegs an Ihrer Fähigkeit, sich mit Erfolg als Physiker auszugeben, Professor, aber ich muß eingestehen, daß ich überrascht bin. Daß ein Mann zwei so sehr verschiedene Wissenschaftsbereiche wie Physik und Psychologie beherrschen sollte – ich verstehe es nicht.«

Lentz hob seine fleischige Rechte und ließ sie auf seinen dicken Schenkel zurückfallen. »Der gleiche Gegenstand«, antwortete er.

»Wie meinen Sie ...«

»Sehen Sie, mathematische Physik und Psychologie sind Verzweigungen des gleichen Gegenstands, der Symbologie. Sie sind ein Spezialist; so ist es erklärlich, daß es Ihnen noch nicht bewußt geworden ist.«

»Ich kann Ihnen noch immer nicht folgen.«

»Nein? Der Mensch lebt in einer Welt von Ideen. Jedes Phänomen ist so kompliziert, daß es nicht als Ganzes begreifen kann. Er abstrahiert bestimmte Charakteristiken eines gegebenen Phänomens als eine Idee, dann stellt er diese Idee durch ein Symbol dar, sei es ein Wort oder ein mathematisches Zeichen. Wenn die Symbole so abstrahiert wurden, daß sie strukturell dem Phänomen ähneln, für das sie stehen, dann denken wir vernünftig. Sind unsere Wortsymbole oder logisch-mathematischen Zeichen schlecht gewählt, so denken wir nicht vernünftig. In der mathematischen Physik geht es darum, die Symbologie den physikalischen Phänomenen anzupassen. In der Psychologie beschäftige ich mich mit genau dem gleichen Gegenstand, nur gilt mein unmittelbares Interesse mehr dem Mann, der das Denken besorgt, als dem Phänomen, über das er nachdenkt. Aber es ist immer der gleiche Gegenstand.«

»Wir kommen nicht weiter, Gus.« Harper legte seinen Rechenschieber auf den Tisch und rieb sich die Augen.

»Sieht so aus«, murmelte Erickson verdrießlich. »Dabei

müßte es einen vernünftigen Weg geben, das Problem anzupacken. Was brauchen wir? Irgendeine konzentrierte, kontrollierbare Energie als Raketentreibstoff. Und was haben wir? Jede Menge Energie – aber in einer Bombe. Es muß einen Weg geben, diese Energie sozusagen in Flaschen abzufüllen und zu servieren, wann wir sie brauchen. Die Antwort liegt irgendwo in einer der radioaktiven Serien. Ich weiß es.« Er starrte finster im Laboratorium umher, als ob er die Antwort an einer der bleiverkleideten Wände zu lesen erwartete.

»Die drei natürlichen radioaktiven Serien scheiden also aus«, sagte Harper. »Bleiben die künstlichen. Laß uns eine Liste von ihnen machen, von den bekannten und denen, die vermutlich hergestellt werden können. Nennen wir das unsere Gruppe. Es gibt eine begrenzte Zahl von Operationen, die mit jedem Mitglied der Gruppe ausgeführt werden können, allein und in Kombination mit den anderen.«

Erickson machte sich an die Berechnung. Nach einer Weile sagte er: »Cal, hast du eine Vorstellung, wie viele Möglichkeiten in der Expansion stecken?«

»Nein – Hunderte, könnte ich mir denken; vielleicht einige Tausend.«

»Das ist eine bescheidene Schätzung. Ohne die möglichen neuen radioaktiven Stoffe komme ich schon auf eine hohe vierstellige Zahl. Eine solche Untersuchung würden wir in einem Jahrhundert nicht zu Ende bringen.« Er warf seinen Bleistift weg und starrte mürrisch auf seine Berechnungen.

»Natürlich werden wir mit einem solchen Projekt niemals fertig«, sagte Harper. »Aber im ungünstigsten Fall werden wir für andere Vorarbeit geleistet haben, weil wir eine Menge falscher Antworten eliminierten. Denke an Edison – sechzig Jahre lang hat er experimentiert, aber nie brachte er das heraus, was ihn am meisten interessierte. Wenn er so lange durchhalten konnte, dann können wir es auch.«

»Vielleicht«, murmelte Erickson, etwas besänftigt. »Jeden-

falls könnten wir eine Methode ausarbeiten, um mehrere Experimente gleichzeitig auszuführen.«

Harper schlug ihm auf die Schulter. »Ein guter Gedanke. Übrigens wird es vielleicht gar nicht nötig sein, die ganze Reihe zu Ende zu führen, um ein zufriedenstellendes Ergebnis zu finden. Wie ich es sehe, gibt es wahrscheinlich ein Dutzend oder mehr richtige Antworten.«

Lentz wanderte mehrere Tage lang im Werk und im Verwaltungszentrum herum, bis er jedem vom Ansehen bekannt war. Er benahm sich jovial, stellte Fragen und gab sich rücksichtsvoll und interessiert. Bald wurde er als eine harmlose Plage angesehen, die man dulden mußte, weil er ein Freund des Generaldirektors war. Er steckte seine Nase sogar in den eigentlichen Kraftwerksteil der Anlage und ließ sich den Heißdampf-Turbogenerator erklären. Dies allein wäre hinreichend gewesen, um jeden Verdacht, er könnte ein Psychologe sein, zu entkräften, denn die angestellten Psychologen kümmerten sich nie um die hartgesottenen Techniker der Stromerzeugung. Es war nicht nötig; geriet einer von ihnen aus dem seelischen Gleichgewicht, waren die möglichen Folgen unbedeutend.

Auf seinen Wanderungen kam er auch ins Strahlungslaboratorium. Er läutete die Glocke. Harper öffnete ihm und klappte den Gesichtsteil seines Strahlenschutzhelms zurück. »Ah – Sie sind es, Doktor Lentz«, sagte er ohne Enthusiasmus. »Wollen Sie mich sprechen?«

»Ja und nein«, antwortete der andere. »Ich habe mir gerade die Laboratorien angesehen und fragte mich, was Sie hier machen. Störe ich Sie?«

»Keineswegs«, brummte Harper. »Kommen Sie ‘rein. Gus!«

Erickson stand von den Kontrollinstrumenten des kleinen Versuchszyklotrons auf, wo er an der Stromzufuhr herumgebastelt hatte. »Hallo.«

»Gus, dies ist Doktor Lentz – Gus Erickson.«

»Wir haben uns schon kennengelernt«, sagte Erickson. Er zog seinen Handschuh aus und reichte Lentz die Hand. »Sie kommen gerade zwischen den Vorstellungen, aber wenn Sie ein bißchen warten, können Sie die nächste Runde miterleben. Nicht, daß es viel zu sehen gäbe.«

Während Erickson an seine Arbeit zurückkehrte, führte Harper den Besucher durch das Laboratorium und erläuterte ihre Forschungsvorhaben. Lentz hörte zu und machte passende Bemerkungen, während er den anderen nach Zeichen der geistigen Labilität beobachtete, deren man ihn verdächtigte.

»Sehen Sie«, erklärte Harper, ohne das Interesse des anderen an ihm selbst zu bemerken, »wir untersuchen radioaktive Materialien, um zu sehen, ob wir einen Kernspaltungsprozeß herbeiführen können, wie er in der Bombe stattfindet, aber mit nur einem Bruchteil der Masse. Wenn wir Erfolg haben, dann können wir die Kernenergie für die Herstellung eines sicheren atomaren Raketentreibstoffs verwenden.«

»Ich verstehe«, sagte Lentz höflich. »Welche Stoffe untersuchen Sie zur Zeit?«

Harper sagte es ihm. »Aber es geht nicht einfach darum, ein Element zu testen. Wir haben das Isotop II mit negativem Resultat untersucht. Nach unserem Plan wird der gleiche Test jetzt mit dem Isotop V vorgenommen.« Er brachte eine Bleikapsel und zeigte Lentz das Etikett mit dem Symbol des fünften Isotops. Dann trug er sie zum Injektor des Zyklotrons. Durch eine dicke Scheibe in der Isolierwand sah Lentz, wie Harper die Kapsel öffnete und vorsichtig in den Injektor einsetzte. Dann kehrte er mit Erickson zurück. Sie schlossen die Tür in der Strahlenschutzwand, setzten sich an die Kontrollinstrumente und schalteten die Fernsehkameras ein, die das Verhalten der beschleunigten Isotope beim Aufprall auf das Ziel auf einen Bildschirm übertrug.

»Fertig, Gus?« fragte er.

Erickson nickte, über seine Instrumente gebeugt, und schalte-

te den Kraftstrom ein. Ein leises Summen war alles, was man hören konnte, als der Teilchenbeschleuniger zu arbeiten begann.

Der Betonboden bebte unter Lentz' Füßen. Irgendwo krachte er dumpf, eine Druckwelle beulte die Schutzwand nach innen und ließ die Tür auffliegen. Lentz fühlte sich von einer unwiderstehlichen Gewalt zu Boden geschleudert. Als er sich halb betäubt aufrappelte, sah er Harper in seiner Nähe auf dem Boden sitzen und aus der Nase bluten. Erickson war schon aufgestanden und befühlte eine Schnittwunde an seiner linken Wange. Er nahm die Hand herunter und betrachtete mit verdutztem Ausdruck das Blut an seinen Fingerspitzen.

»Sind Sie verletzt?« fragte Lentz. »Was ist geschehen?«

»Gus, wir haben es!« sagte Harper aufgeregt. »Wir sind am Ziel! Mit Isotop fünf hat es geklappt!«

Erickson schaute noch verdutzter. »Fünf?« sagte er. »Aber das war nicht fünf; das war Isotop zwei. Ich habe es selber in den Injektor getan.«

»Du? Ich habe es hineingetan! Es war fünf, ich sage es dir!«

Sie starrten einander an, noch benommen von der unerwarteten Explosion, und jeder ein wenig gereizt über die dickköpfige Dummheit des anderen angesichts des Offensichtlichen.

»Warten Sie«, fiel Lentz ein. »Vielleicht gibt es einen Grund. Mr. Erickson, Sie haben eine Quantität des zweiten Isotops in den Injektor getan.«

»Wieso, ja, natürlich. Der letzte Versuch hatte mich nicht befriedigt, und ich wollte ihn nachprüfen.«

Lentz nickte. »Meine Herren, der Fehler liegt bei mir«, sagte er reuig. »Ich kam herein, störte Sie bei der Arbeit und lenkte Ihre Aufmerksamkeit ab, und jeder von Ihnen steckte seine Probe in den Injektor. Ich weiß jedenfalls, daß Mr. Harper es tat, denn ich konnte es beobachten. Und er zeigte mir vorher die Kapsel mit dem Etikett – Isotop fünf. Es tut mir sehr leid.«

Verstehen kam in Harpers Züge, und er lachte. »Machen Sie

sich nichts daraus!« rief er. »Sie dürfen jederzeit kommen und uns helfen, Fehler zu machen! Nicht wahr, Gus? Dies ist die Antwort, Doktor; dies ist sie!«

»Aber Sie wissen nicht, welches Isotop die Explosion verursacht hat«, sagte Lentz.

»Das macht gar nichts«, erwiderte Harper. »Vielleicht waren es beide zusammen. Wir werden es bald wissen. Diese Nuß ist geknackt.« Er blickte glücklich im zertrümmerten Laboratorium umher.

Obwohl King fast keinen Tag vergehen ließ, ohne ihn zu drängen, betrieb Lentz das Studium der Situation uneilig und wie ein Müßiggänger, der sich irgendeinem angenehmen Zeitvertreib widmet. Als er sich endlich in Kings Büro einfand und erklärte, daß er bereit sei, seinen Bericht zu geben, war der seit Tagen frustrierte King erleichtert.

»Nun, das freut mich, Doktor«, sagte er in einem Überschwang erneuerter Herzlichkeit. »Setzen Sie sich, Doktor, setzen Sie sich. Eine Zigarre? Ich bin neugierig auf Ihre Lösung. Was ist zu tun?«

Aber Lentz zog seine unvermeidliche Zigarette vor und ließ sich nicht antreiben. »Zuerst muß ich eine Information haben«, sagte er. »Wie wichtig ist die Energieerzeugung Ihres Werkes?«

King verstand sofort. »Wenn Sie denken, daß wir den Reaktor für längere Zeit stilllegen könnten, dann muß ich Ihnen sagen, daß das ausgeschlossen ist.«

»Warum? Wenn die Zahlen, die mir zur Verfügung stehen, richtig sind, erzeugen Sie weniger als zwanzig Prozent des Stromverbrauchs in Kalifornien.«

»Ja, das ist richtig, aber Sie berücksichtigen nicht die Verteilung. Wir beliefern fast ausschließlich die Industrie und haben im Südeil des Staates praktisch ein Monopol. Die gesamte Schwer- und Rüstungsindustrie ist von uns abhängig, desgleichen ein großer Teil der Leichtindustrie, Fabrikations- und

Verarbeitungsbetriebe aller Art. Die ganze Wirtschaft käme praktisch zum Erliegen, wenn wir die Versorgung einstellen.«

»Aber die Lebensmittelindustrie ist in keinem wesentlichen Maß von Ihnen abhängig?« beharrte Lentz.

»Nein. Die Lebensmittelindustrie ist nicht energieintensiv – obwohl wir unter unseren Stromabnehmern eine ganze Anzahl von Lebensmittelverarbeitern haben. Ich sehe, worauf Sie hinauswollen, und ich gebe darüber hinaus zu, daß die Lebensmittelverteilung auch ohne uns funktionieren kann. Aber um Himmels willen, Doktor, Sie können nicht die Atomenergie abschaffen, ohne einen wirtschaftlichen Zusammenbruch und die größte Panik auszulösen, die dieser Teil des Landes je gesehen hat.«

»Massenarbeitslosigkeit und Panik hat es in diesem Land auch früher schon gegeben, und wir haben die Ölknappheit trotz aller düsteren Prophezeiungen relativ gut überwunden.«

»Ja – weil zur rechten Zeit Atomenergie zur Verfügung stand. Sie machen sich nicht hinreichend klar, was Ihr Vorschlag bedeuten würde, Doktor. Für Kalifornien wäre es schlimmer als ein Krieg; in einem komplizierten Wirtschaftsgefüge wie dem unsrigen ist jeder Teil vom anderen abhängig. Wenn Sie die Schwerindustrie mit einem Schlag abschalten, kommt auch alles andere zum Erliegen.«

»Nichtsdestoweniger sollten Sie den Reaktor stilllegen und das spaltbare Material auskippen. Ich verstehe nicht viel von der Technologie, aber dieser Reaktor scheint eine Fehlkonstruktion zu sein. Eine Masse von zweieinhalb Tonnen geschmolzenen Urans, dem progressiven Atomzerfall unterworfen und direkt in den Druckkessel eingespeist, erscheint mir als eine unberechenbare Zeitbombe, die jeden Augenblick losgehen kann. Die Masse sollte in mehrere kleine Behälter ausgekippt werden, von denen jeder nur soviel spaltbares Material enthält, wie ohne Gefahr verarbeitet werden kann. Und dann, denke ich, sollte der Betrieb nicht eher wiederaufgenommen

werden, als eine Möglichkeit gefunden wird, die Beschickung des Reaktors kontinuierlich, regelbar und vor allem gefahrlos zu machen.«

King blickte unwillkürlich zu dem elektrischen Schalter, der wie ein Feuermelder hinter Glas in seine Bürowand eingelassen war. Mit diesem Schalter konnte er – genauso wie der diensttuende Ingenieur – im Notfall das spaltbare Material auskippen. »Aber ich kann das unmöglich tun«, sagte er. »Und selbst wenn ich es täte, würde das Werk nicht lange stillliegen. Aufsichtsrat und Vorstand würden mich einfach durch einen Mann ersetzen, der den Betrieb in der gegenwärtigen Form weiterführen würde.«

Lentz überdachte die Antwort, dann sagte er: »Sie haben natürlich recht. Mr. King, können Sie meinen Rückflug nach Boston buchen lassen?«

»Sie wollen gehen, Professor?«

»Ja.« Lentz nahm die Zigarettenspitze aus seinem Mund, und King sah, daß das Lächeln olympischer Gelassenheit vollständig aus dem runden Gesicht gewichen war. »Abgesehen von der Einstellung des Betriebs gibt es keine Lösung Ihres Problems.«

Lentz schwieg eine Weile, um endlich fortzufahren: »Ich schulde Ihnen eine ausführliche Erklärung. Sie haben es hier mit wiederkehrenden, situationsbedingten Psychoneurosen zu tun. Die Symptome manifestieren sich als Angstneurosen oder in verschiedenen hysterischen Formen. Harper zum Beispiel ist so ein Angstfall. Sobald die Ursache seiner Angst eliminiert war – eben durch seine Versetzung in eine andere Abteilung –, gewann er sehr rasch sein seelisches Gleichgewicht zurück. Aber behalten Sie seinen Freund Erickson im Auge ...

Wie auch immer, uns interessiert hier die Ursache situationsbedingter Psychoneurose und ihre Verhütung, nicht so sehr die Erscheinungsformen. Ganz simpel ausgedrückt: eine situationsbedingte Psychoneurose entsteht, wenn Sie einen Menschen

in eine Lage bringen, die ihm mehr Sorge macht als er aushalten kann.

Genau dies ist hier der Fall. Sie stellten tüchtige, hervorragend qualifizierte Leute ein, beeindruckten sie mit der Tatsache, daß ein einziger Ausrutscher von ihrer Seite zum Tod von Gott weiß wie vielen anderen Menschen führen wird, und erwarten dann von ihnen, daß sie normal bleiben. Das ist lächerlich – einfach unmöglich!«

»Aber lieber Himmel, Professor, es muß eine Antwort geben!« Er stand auf und marschierte erregt auf und ab. Lentz registrierte nicht ohne Mitleid, daß King selber am Rand des Zustands war, den sie diskutierten.

»Nein«, sagte er langsam. »Lassen Sie mich erklären. Sie wagen diese Zeitbombe nicht weniger sensiblen, sozial weniger bewußten Menschen anzuvertrauen. Dann könnten Sie genauso gut einen hirnlosen Idioten in die Reaktorstation stellen. Und für eine Situations-Psychoneurose gibt es nur zwei Heilmittel. Das eine hilft in Fällen, wo die Psychoneurose auf eine Fehleinschätzung der Umwelt zurückgeht, und besteht aus einer Umorientierung des Patienten. Man hilft ihm, seine Umwelt richtig einzuschätzen. Angst und Sorge verschwinden, weil es in der Situation selbst niemals einen echten Grund für sie gab, sondern nur in der falschen Bedeutung, die der Patient ihr beigemessen hatte.

Der andere Fall liegt vor, wenn ein Patient die Situation richtig eingeschätzt hat und mit Recht Gründe für extreme Besorgnis in ihr findet. Seine Belastung ist real, seine Angst vollkommen verständlich und angemessen, aber er kann sie nicht unbegrenzt lange ertragen; sie macht ihn verrückt. Hier besteht die einzig mögliche Heilung darin, daß die Situation verändert wird. Ich bin lange genug hier und habe mich gründlich genug umgesehen, um behaupten zu können, daß solches hier der Fall ist. Ihre Leute haben die öffentliche Gefahr dieser Zeitbombe richtig eingeschätzt.

Die einzig mögliche Lösung ist, dieses Kraftwerk stillzulegen und erst wieder in Betrieb zu nehmen, wenn eine Technologie entwickelt und eingebaut ist, deren Betriebssicherheit mit derjenigen herkömmlicher Kraftwerke vergleichbar ist.«

King war die ganze Zeit im Käfig seines Dilemmas hin und hergelaufen. Nun blieb er stehen und fragte, nahezu verzweifelt: »Gibt es absolut nichts, was ich machen kann?«

»Nichts was Heilung verspricht. Was Erleichterung angeht – nun, das wäre vielleicht möglich.«

»Wie?«

»Situations-Psychoneurosen entstehen – biochemisch gesehen – aus einer Erschöpfung des Adrenalinvorrats. Wenn ein Mensch unter nervöser Belastung steht, verstärkt sein Körper die Adrenalinsekretion, um die Anspannung zu kompensieren. Wird die Anspannung zu groß und hält sie zu lange an, können die Drüsen nicht mehr mithalten, und es kommt zum Zusammenbruch. Das ist, was Sie hier haben. Eine Adrenalintherapie könnte solche nervösen Zusammenbrüche hinausschieben, aber sie würde mit Sicherheit einen körperlichen Zusammenbruch beschleunigen. Aber das wäre unter dem Gesichtspunkt öffentlicher Sicherheit vielleicht vorzuziehen – allerdings um den Preis gewisser moralischer Wertvorstellungen, bedeutete es doch den bewußten Verschleiß von Gesundheit und Arbeitskraft eines Menschen innerhalb einer mörderisch kurzen Zeitspanne!

Aber mir fällt noch etwas ein: Wenn Sie neue Ingenieure für die Reaktorstation unter den gläubigen Mitgliedern von Kirchen auswählten, die die Beichte praktizieren, würde das die Dauer ihrer Brauchbarkeit verlängern.«

King war verblüfft. »Ich verstehe nicht.«

»Der Patient kann einen großen Teil seiner Sorgen auf den Beichtvater überwälzen, der selbst nicht direkt mit der Situation konfrontiert ist und sie ohne weiteres ertragen kann. Für den Patienten ist es eine Erleichterung, die ihm helfen wird, seine

Last länger zu tragen, mehr natürlich nicht. In der Einrichtung der Beichte steckt eine Menge Vernunft. Sie befriedigt ein grundlegendes menschliches Bedürfnis. Ich glaube, daß dies auch der Grund ist, warum die frühen Psychoanalytiker trotz ihres begrenzten Wissens so erfolgreich waren.« Er schwieg und saß eine Weile in Gedanken versunken, dann sagte er: »Ich möchte jetzt gehen. Wenn Sie so freundlich sein wollen, in der nächsten Maschine einen Platz für mich buchen zu lassen ...«

»Sie haben nichts weiter vorzuschlagen?«

»Nein. Sie sollten Ihren Psychologenstab über Mittel und Wege nachdenken lassen, dem Reaktorpersonal Erleichterung zu verschaffen – seelische Erleichterungen, versteht sich.«

King schaltete seufzend seine Sprechanlage ein und sagte ein paar Worte zu Steinke. Dann wandte er sich an Lentz: »Wollen Sie hier warten, bis mein Sekretär das Nötige veranlaßt hat? Wir werden Sie mit dem Wagen zum Flugplatz bringen.«

Lentz stimmte zu, weil er vermutete, daß King selbst in einer Gemütsverfassung war, die seelischen Beistand bedurfte. Er zündete eine neue Zigarette an und hatte zwei Züge geraucht, als die Rohrpost neben Kings Schreibtisch eine Hülse ausspuckte. King entnahm ihr eine kleine weiße Besuchskarte, die er stirnrunzelnd betrachtete, um sie dann über den Schreibtisch zu reichen. »Ich kann mir nicht vorstellen, was der Mann von mir will«, sagte er. »Möchten Sie ihn kennenlernen?«

Lentz nahm die Karte und las:

THOMAS P. HARRINGTON

Major

Direktor

U.S. Marineobservatorium

»Aber ich kenne ihn«, sagte Lentz. »Ich würde mich sehr freuen, ihn zu sehen.«

Harrington war ein Mann, der etwas auf dem Herzen hatte.

Er schien erleichtert, als Steinke ihn hereingeführt hatte und ins Vorzimmer zurückgekehrt war. Er fing sofort zu reden an und wandte sich an Lentz, der ihm näher war als King.

»Sie sind Mr. King? ... Aber nein, Professor Lentz! Was machen Sie hier?«

»Auf Besuch«, antwortete Lentz, als er Harrington die Hand schüttelte. »Hier steht der Mann, den Sie suchen: Generaldirektor King – Major Harrington.«

Nach den üblichen Begrüßungsformeln setzte man sich, und Harrington legte seine Aktentasche auf die Ecke von Kings Schreibtisch. Er sagte: »Mr. King, Sie haben Anspruch auf eine Erklärung, warum ich Sie so unerwartet überfalle ...«

»Ich freue mich über diese Gelegenheit, Ihre Bekanntschaft zu machen.« Tatsächlich empfand King die Routine formaler Höflichkeit als Balsam für seine verschlissenen Nerven.

»Sehr freundlich von Ihnen. Wäre es zuviel verlangt, wenn ich Sie bäte, Ihrem Sekretär draußen zu sagen, er möge meinen Namen vergessen? Ich weiß, es klingt seltsam ...«

»Überhaupt nicht«, log King. Er war einigermaßen verblüfft, aber bereit, einem angesehenen Wissenschaftler wie Harrington jeden halbwegs vertretbaren Wunsch zu erfüllen. Er schaltete seine Sprechanlage ein und gab Steinke eine entsprechende Anweisung.

Lentz erhob sich und deutete an, daß er ohnehin im Begriff gewesen sei, fortzugehen, und nicht bei einem privaten Gespräch stören wolle.

King blickte von Lentz zu Harrington und zurück. Der Astronom schien momentan unschlüssig, dann machte er beschwichtigende Gebärden. »Ich habe keine Einwände gegen Ihre Anwesenheit, Professor. Im Gegenteil, es könnte sehr nützlich sein, wenn Sie dabei wären. Es liegt ganz bei Mr. King.«

»Ich weiß nicht, worum es sich handelt, Major«, sagte King, »aber Professor Lentz ist bereits in einer vertraulichen Angele-

genheit hier.«

»Gut! Dann kann ich gleich zur Sache kommen. Mr. King, kennen Sie Destrys erweiterte Infinitesimalrechnung?«

»Natürlich. Auf der Basis seiner Berechnungen wurde die friedliche Nutzung der Atomenergie möglich, wie wir sie hier verwirklicht haben.«

»Ja, selbstverständlich. Nun, ich würde Ihnen gern etwas zeigen, das die Transformation zwischen den Gleichungen dreizehn und vierzehn in seinem sechsten Lehrsatz betrifft.« Er öffnete seine Aktentasche und zog ein Loseblattheft heraus. »Hier. Möchten Sie auch sehen, Professor? Sind Sie mit dieser Entwicklung vertraut?«

Lentz nickte. »Oberflächlich. Ich hatte in den letzten Tagen Gelegenheit, mich mit dem ganzen Komplex zu beschäftigen.«

»Gut. Ich darf als bekannt voraussetzen, daß der Schritt zwischen dreizehn und vierzehn der Schlüssel ist. Nun, er scheint völlig korrekt ausgeführt zu sein und besitzt in einigen Bereichen sicherlich Beweiskraft. Aber zerlegen wir den Schritt einmal, um jede mögliche Phase zu zeigen.«

Er wendete eine Seite und zeigte ihnen dieselben Gleichungen, aufgegliedert in neun intermediäre Gleichungen. »Sehen Sie das?« fragte er. »Sehen Sie, was das bedeutet?« Er beobachtete ihre Gesichter.

King studierte die Gleichungen und bewegte dabei seine Lippen. »Ja ... ich glaube, ich sehe es«, murmelte er. »Komisch ... von dieser Seite habe ich es noch nie gesehen, obwohl ich mich eine Zeitlang fast täglich mit diesen Berechnungen beschäftigte.« Er wandte sich an Lentz. »Was meinen Sie? Stimmen Sie dieser Aufgliederung zu?«

Lentz zuckte die Achseln. »Ich bin kein Mathematiker und kein Atomphysiker; ich möchte mir kein Urteil anmaßen.«

»Ich hatte gehofft, Sie könnten mir einen Fehler nachweisen«, sagte Harrington zu King, »aber ich fürchte, es gibt keinen Zweifel mehr. Destry bezog eine Annahme in seine Rech-

nung ein, die in der herkömmlichen Physik gültig ist, für die wir aber in der Atomphysik absolut keine Grundlage haben. Ich nehme an, Sie erkennen, welche Auswirkungen dies für Sie hat, Mr. King?«

Kings Stimme war ein trockenes Flüstern. »Ja – es bedeutet, daß Destrys Voraussage eines relativ harmlosen Zerfalls unzutreffend ist und wir annehmen müssen, daß es im Fall eines technischen oder menschlichen Versagens zu einer spontanen Kettenreaktion der gesamten Masse kommen kann – zu einer Katastrophe von ungeahntem Ausmaß.«

Sie schwiegen. Nach einer Weile räusperte sich Harrington. »Mr. King«, sagte er, »ich wäre nicht gekommen, wenn es sich bloß um Meinungsverschiedenheiten in der Interpretation theoretischer Voraussagen handelte ...«

»Sie haben noch etwas?«

»Ja und nein. Sie werden vielleicht denken, das Marineobservatorium beschäftige sich ausschließlich mit Ephemeridentafeln und Gezeitentabellen. Das tun wir natürlich auch, aber unsere Tätigkeit erschöpft sich nicht in solchen Routinearbeiten. Wir haben genug Zeit, uns mit Forschungen der verschiedensten Art zu beschäftigen. Mein besonderes Interesse hat immer der Mondforschung gegolten, den Problemen seiner Entstehung und Geschichte. Ich will mich hier nicht in Einzelheiten verlieren, aber es ist wichtig zu wissen, daß jede lunare Theorie die Oberflächengestaltung des Mondes berücksichtigen muß – die Gebirge, die Ebenen und besonders die Krater, die seine Oberfläche so charakteristisch geprägt haben.«

»Entschuldigen Sie, Major«, warf King ein. »Es mag einfältig von mir sein, oder vielleicht ist mir etwas entgangen, aber – gibt es einen Zusammenhang zwischen diesem Thema und dem, was wir zuvor erörterten?«

»Haben Sie Nachsicht mit mir, Mr. King«, entschuldigte sich Harrington. »Es gibt einen Zusammenhang – jedenfalls fürchte ich, daß es einen gibt –, aber ich würde meine Argumente

lieber der Reihe nach vortragen, bevor ich die Folgerungen daraus ziehe.«

Sie schwiegen erwartungsvoll, und Harrington fuhr fort: »Obwohl wir die Gewohnheit haben, von ›Mondkratern‹ zu reden, wissen wir mittlerweile, daß sie keine vulkanischen Krater sind. Wenigstens hat sich die Mehrzahl der Mondforscher auf Grund der vergleichenden Untersuchungen längst für die Meteoritentheorie entschieden. Sie hat in der Tat manches für sich, und wenn Sie sich die Mühe machen, Kieselsteine in erstarrenden Schlamm zu werfen, werden Sie überzeugt sein, daß die Mondkrater von Meteoritenaufschlägen herrühren.

Aber auch diese Theorie hat ihre schwachen Punkte. Wenn der Mond so häufig getroffen wurde, warum nicht die Erde? Zwar läßt die Erdatmosphäre kleine Meteoriten verglühen, bevor sie die Erde erreichen, doch alle von der Erde aus sichtbaren Mondkrater stammen von so großen Massen, daß eine Atmosphäre keinen Schutz vor ihnen bieten kann. Und wenn die Meteoriten fielen, als der Mond bereits eine tote Welt war, während die Erde noch jung genug war, ihr Gesicht zu verändern und die Spuren des Bombardements zu verwischen, warum blieben dann die großen trockenen Beckenlandschaften, die wir Mondmeere nennen, von Kratern fast völlig frei?

Ich will mich kurz fassen; Sie werden die Forschungsdaten und die mathematischen Ableitungen daraus in diesen Notizen finden. Es gibt noch einen wesentlichen Einwand gegen die Meteoritentheorie: die gewaltigen Ausstrahlungen, die sich von einigen der größten Krater wie Tycho und Kopernikus über Tausende von Kilometern Mondoberfläche erstrecken. Masse und Geschwindigkeit unseres hypothetischen Meteors müssen in einem solchen Fall so groß gewesen sein, wie wir es in unserem System noch nie beobachtet haben. Solche Ereignisse sind vorstellbar, aber als Erklärung wirken sie unbefriedigend.«

Er wandte sich King zu. »Mr. King, können Sie sich etwas ausdenken, das ein Phänomen wie Tycho erklären würde?«

Der Direktor umfaßte die Armlehnen seines Sessels, dann besah er seine Handflächen. Er zog sein Taschentuch und wischte sich die Hände. »Reden Sie weiter«, sagte er heiser.

Harrington zog ein Hochglanzfoto des Mondes aus seiner Aktentasche – ein haarscharfes Porträt des Vollmonds, fotografiert durch das Teleskop einer Sternwarte. »Stellen Sie sich den Mond vor, wie er in ferner Vergangenheit einmal gewesen sein mochte. Die dunklen Flächen der Märe sind echte Ozeane. Er hat eine Atmosphäre, vielleicht aus einem dichteren Gasgemisch als die Erdatmosphäre, aber ein aktives Gemisch, fähig, Leben zu entwickeln und zu erhalten.

Denn in dieser fernen Zeit ist unser Mond ein bewohnter Planet, besiedelt von intelligenten Lebewesen, die die Atomenergie entdeckt hatten und ausbeuteten!«

Er zeigte auf den weißen Kraterring Tycho im südlichsten Teil des Mondes, mit seinem Strahlensystem, das fast ein Viertel der Mondoberfläche umspannte. »Hier ... hier war ihr Hauptkraftwerk.« Er führte seinen Finger zu einem Punkt in Äquaturnähe und etwas östlich vom Meridian, wo drei große dunkle Ebenen zusammenstießen, das Märe Nubium, das Märe Imbrium und der Oceanus Procellarum, und zeigte zwei andere helle Kratergebiete, auch sie von Ausstrahlungen umgeben, aber weniger markant, kürzer und verwischt. »Und hier, wo wir die Krater Kopernikus und Kepler sehen, auf Inseln in der Mitte eines großen Ozeans, waren sekundäre Kraftwerke.«

Er blickte erwartungsvoll von einem zum anderen. »Vielleicht kannten sie die Gefahr, in die sie sich begeben hatten, waren aber so versessen auf Energie, daß sie bereit waren, das Leben ihrer Rasse aufs Spiel zu setzen. Vielleicht lebten sie in Unwissenheit der katastrophalen Möglichkeiten ihres technologischen Fortschritts, oder vielleicht versicherten ihre Mathematiker ihnen, daß nichts passieren könne.

Wir werden es niemals wissen – niemand kann es jemals wissen. Denn ihre Anlagen explodierten und töteten sie und

ihren ganzen Planeten.

Die Explosionen bliesen die Atmosphäre in den Weltraum hinaus. Sie rissen gewaltige Brocken aus dem Gesteinsmantel, die zurückfielen und große Riesenkrater in die Oberfläche schlugen. Die Ozeane dämpften den Aufprall; nur die größten Fragmente bildeten durch das Wasser Krater. Vielleicht gab es in den Ozeanen noch Leben – wenn ja, war es zum Tod verurteilt, denn das Wasser, ungeschützt den Temperaturextremen von Sonnenhitze und Weltraumkälte ausgesetzt, verdampfte allmählich und verflüchtigte sich in den Weltraum. Der Planet war tot – tot durch Selbstmord!«

Er begegnete den Blicken seiner zwei stummen Zuhörer mit einem beinahe beschwörenden Ausdruck. »Meine Herren ... dies ist nur eine Theorie ... ein Alptraum ... aber sie hat mich so viele Nächte wachgehalten, daß ich kommen und Ihnen davon erzählen mußte. Die Berechnungen, die dieser Theorie zugrunde liegen, sind alle hier bei meinen Unterlagen. Sie können sie nachprüfen – und ich wäre glücklich, wenn Sie einen Irrtum darin entdeckten! Aber es ist die einzige mir bekannte Mondtheorie, die alle bekannten Daten berücksichtigt und sie erklären kann.«

Er schien geendet zu haben. Lentz räusperte sich und sagte: »Angenommen, Major, wir prüfen Ihre Berechnungen und finden keinen Fehler darin – was dann?«

Harrington breitete seine Arme aus. »Das zu erfahren, bin ich gekommen!«

Obwohl Lentz die Frage gestellt hatte, richtete Harrington seine auffordernde Antwort an King. Der Generaldirektor blickte auf; seine Augen begegneten denen des Astronomen, wichen ihnen aus. »Da ist nichts zu machen«, sagte er dumpf. »Absolut nichts.«

Harrington starrte ihn entsetzt an. »Aber guter Gott, Mann!« brach es aus ihm heraus. »Sehen Sie es nicht? Diese zweieinhalb Tonnen Uran müssen stillgelegt werden – sofort!«

»Langsam, Major«, sagte Lentz. »Urteilen Sie nicht vorschnell über den armen King – diese Sache bereitet ihm keine geringeren Sorgen als Ihnen. Was er meint, ist, daß wir es nicht mit einem physikalischen Problem zu tun haben, sondern mit einer politischen und ökonomischen Situation. King kann das Werk ebensowenig stillegen wie der Weinbauer an den Hängen des Ätna seinen Besitz aufgeben und seine Familie dem Elend preisgeben kann, nur weil es eines Tages eine neue Eruption geben wird.

Mr. King ist nicht der Besitzer des Werkes. Wenn er den Betrieb gegen die Wünsche der Eigentümer stillegt, dann werden sie ihn einfach feuern und jemand an seinen Platz stellen, der ihren Wünschen zugänglicher ist. Nein, wir müssen die Eigentümer überzeugen.«

»Der Präsident könnte die Stillegung anordnen«, sagte Harrington. »Ich verfüge über Möglichkeiten ...«

»Ohne Zweifel könnten Sie über die Marineleitung an ihn herankommen«, sagte Lentz. »Vielleicht könnten Sie ihn sogar überzeugen. Aber könnte er – würde er helfen?«

»Natürlich könnte er. Er ist der Präsident!«

»Moment. Sie sind Direktor des Marineobservatoriums; angenommen, Sie ergriffen einen Schmiedehammer und versuchten das große Teleskop zu zerschlagen – wie weit würden Sie kommen?«

»Nicht sehr weit«, gab Harrington zu.

»Nun, auch der Präsident könnte in unserem Fall kaum eigenmächtig handeln«, erklärte Lentz. »Im Bereich der privaten Wirtschaft sind selbst seine Einwirkungsmöglichkeiten gering. Wenn er das Werk ohne Gerichtsverfahren schließen würde, wäre es ein ungesetzlicher Eingriff, und die Bundesrichter müßten sich nach geltendem Recht gegen ihn stellen. Über ein gerichtliches Feststellungsverfahren die Schließung durchzusetzen, würde Jahre dauern. Zudem wäre es eine politisch heiße Entscheidung, so ein Verfahren auch nur in Gang zu setzen.

Der Präsident würde den größten Teil des Industriekapitals und der Wirtschaft gegen sich aufbringen, sich so selber den Boden unter den Füßen wegziehen und politischen Selbstmord begehen. Weil er das alles nur zu gut weiß, würde er für Sie keinen Finger krumm machen. Ich gebe zu, daß der Kongreß nicht ganz hilflos ist, aber würden Sie versuchen wollen, einem Ausschuß von Kongreßabgeordneten Unterricht in Infinitesimalmechanik zu geben?«

Harrington wehrte ab. »Es gibt noch einen anderen Weg. Der Kongreß, der Senat und der Präsident sind allesamt von der öffentlichen Meinung abhängig. Wir brauchen nur die Öffentlichkeit zu überzeugen, daß die Zeitbombe hier eine Bedrohung für alle ist. Das ließe sich machen, ohne die Zusammenhänge in Begriffen der höheren Mathematik zu erklären.«

»Richtig«, räumte Lentz ein. »Das wäre die zweifellos beste Methode, weil sie rasch und durchgreifend wirken würde. Politiker und Richter, alle wären zum raschen Handeln gezwungen. Sogar die Kapitaleigner der Gesellschaft sähen sich vermutlich zur freiwilligen Schließung genötigt, denn wer würde sich gern als Verbrecher an der Menschheit angeprangert sehen? Aber als Psychologe habe ich schwerste Bedenken, Major. Mit unserer Kampagne würden wir die Bewohner dieses Landes zu Tode ängstigen. Wir könnten damit die größte Panik erzeugen, die das Land je gesehen hat.«

»Nun, was schlagen Sie vor?«

Lentz dachte kurz nach, dann antwortete er: »Ich sehe nur eine schwache Hoffnung. Wir müssen Vorstand und Aufsichtsrat bearbeiten und versuchen, etwas Vernunft in ihre Köpfe zu bringen.«

Nun wurde King munter. »Wie stellen Sie sich das vor, Professor? Meine Kollegen im Vorstand könnte ich möglicherweise beeinflussen. Aber der Aufsichtsrat hat das letzte Wort, und in ihm sitzen betriebsfremde Leute, die sich nur für die Höhe der Rendite interessieren. Die Herren pflegen jedem Vorschlag

zuzustimmen, dessen Verwirklichung eine Verbesserung der Ertragslage verspricht. Alles andere stößt auf taube Ohren.«

»Ich weiß nicht, wie es zu machen wäre«, räumte Lentz ein. »Man muß darüber nachdenken. Aber es scheint mir die richtige Taktik zu sein. Bleibt sie erfolglos, können wir immer auf Mr. Harringtons Publizitätsvorschlag zurückkommen; ich bestehe ja keineswegs darauf, daß die Welt Selbstmord begehen soll, damit in Kalifornien oder den USA eine Massenpanik vermieden wird.«

Harrington blickte auf seine Armbanduhr und piffte leise. »Lieber Himmel!« rief er. »Ich habe die Zeit vergessen! Ich sollte längst in San Diego sein!« Er stand auf und raffte seine Aktentasche an sich. »Entschuldigen Sie mich bitte«, fügte er ruhiger hinzu, »aber es ist wirklich eilig. Darf ich Ihnen die Unterlagen zur Prüfung dalassen?«

An Kings Schreibtisch leuchtete eine Signallampe. King schaltete die Sprechanlage ein, sagte ein paar Worte und wandte sich an Lentz. »Ihr Wagen steht bereit, Professor.«

»Lassen Sie Major Harrington damit fahren.«

»Dann wollen Sie nicht abreisen?«

»Nein. Die Situation hat sich geändert.«

Am folgenden Freitag erschien Lentz wieder in Kings Büro. King machte ein beinahe glückliches Gesicht, als er ihm die Hand drückte. »Ich freue mich, daß Sie da sind, Professor. Ich hatte Sie erst gegen Abend erwartet.«

»Ich nahm einen Mietwagen, statt auf die Bahn zu warten.«

»Hatten Sie – Erfolg?«

»Keinen. Die gleiche Antwort, die Sie bekamen! ›Wir haben Gutachten unabhängiger Experten, die die Gültigkeit von Destrys Mechanik bestätigen, und sehen keinen Grund, eine hysterische Haltung unter einer Minderheit von Beschäftigten zu ermutigen.««

King starrte auf seinen Schreibtisch, während seine Finger

nervös auf den Armlehnen seines Sessels trommelten. Dann setzte er sich seufzend aufrecht und fragte: »Glauben Sie, daß der Aufsichtsratsvorsitzende recht haben könnte?«

»Wieso?«

»Könnten wir drei – Sie, Harrington und ich – geistig labil geworden sein und die Fähigkeit zu nüchternem Urteilen verloren haben?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut. Ich habe meine eigenen unabhängigen Experten aufgesucht, nicht solche, die von der Gesellschaft bezahlt worden sind, und ließ sie Harringtons Arbeit nachprüfen. Seine Rechnung stimmt.«

King streckte impulsiv die Hand aus und drückte einen Knopf. »Ich werde noch einen Versuch machen«, sagte er. »Mal sehen, ob ich Dixon nicht doch Angst machen kann. Steinke«, sagte er in die Sprechanlage, »verbinden Sie mich mit Mr. Dixon.«

»Ja, Sir.«

Zwei Minuten später war die Verbindung da. Auf dem kleinen Bildschirm erschienen die Züge des Aufsichtsratsvorsitzenden. Er war nicht in seinem Konzernbüro in Los Angeles, sondern in Nassau auf den Bahamas, wo er eine Holdinggesellschaft hatte, die sein weitverzweigtes Wirtschaftsimperium verwaltete. »Ja?« sagte er. »Was gibt es, King?« Stimme und Gesichtsausdruck waren nicht unfreundlich, gaben jedoch zu erkennen, daß er sich belästigt fühlte.

»Mr. Dixon«, begann King, »ich habe angerufen, um Ihnen nochmals darzulegen, wie ernst die Handlungsweise der Gesellschaft ist. Ich stehe mit meinem Namen und meinem Ruf dafür ein, daß Harrington schlüssig bewiesen hat ...«

»Ach, das? Mr. King, ich dachte, Sie hätten verstanden, daß diese Angelegenheit für uns erledigt ist.«

»Aber Mr. Dixon ...«

»Mr. King, ich bitte Sie! Gäbe es irgendeinen legitimen Anlaß zu Befürchtungen, so würde ich keinen Augenblick zögern, dessen dürfen Sie versichert sein. Ich habe auch Kinder, wissen Sie, und Enkel.«

»Das ist gerade, warum ...«

»Wir versuchen, die Politik der Gesellschaft vernünftig und mit dem Blick auf das öffentliche Interesse zu lenken. Aber wir haben auch noch andere Verantwortung. Es gibt -zigtausend Kleinaktionäre, die mit Recht eine angemessene Verzinsung ihrer Anteile erwarten. Was glauben Sie, wie die Börse auf Ihre Panikmache reagieren würde? Morgen wären die Kurse im Keller – Millionenverluste! Sie dürfen nicht von uns verlangen, daß wir ein gesundes Unternehmen mit einem Milliardenumsatz liquidieren, nur weil Sie angefangen haben, sich mit Astrologie zu beschäftigen! Mondtheorie!« Er schnaufte.

»Wie Sie meinen, Mr. Dixon«, sagte King steif.

»Nehmen Sie es nicht so, Mr. King. Ich bin übrigens froh, daß Sie angerufen haben. Der Aufsichtsrat hatte heute morgen eine Sondersitzung. Die Mehrheit des vertretenen Aktienkapitals hat sich für ein Revirement des Vorstandes ausgesprochen. In Würdigung Ihrer langjährigen Verdienste wurde beschlossen, Ihren Übertritt in den Ruhestand zu akzeptieren – selbstverständlich mit Zahlung des vollen Ruhegehalts.«

»Aber ich habe nie die Absicht geäußert, in den Ruhestand zu gehen!«

»Ich weiß, Mr. King. Aber wie ich andeutete, die Mehrheit des Gesellschaftskapitals hält eine Umbildung und Verjüngung der Geschäftsführung für angezeigt.«

»Ich verstehe. Guten Tag.«

»Mr. King ...«

»Guten Tag!« King schaltete aus und wandte sich an Lentz. »... mit Zahlung des vollen Ruhegehalts!« wiederholte er wütend. »Wissen Sie, wer die Mehrheit des Aktienkapitals hält? Mr. Dixon und sein Familienclan! Der Zyniker!« King

war blaß; seine Hände zitterten vor Erregung.

Lentz zuckte die Schultern. »Nun, wir haben es mit meiner Taktik versucht. Ich bedaure aufrichtig, daß Sie dabei in die Schußlinie gerieten, aber ich hatte nicht mit diesem Maß an Engstirnigkeit gerechnet. Immerhin möchte ich meinen, daß Mr. Dixon recht bald ein anderes Lied anstimmen wird. Ich denke, wir sollten Harrington anrufen und die Grundzüge einer großangelegten Publizität besprechen.«

»Ja, natürlich«, sagte King geistesabwesend. Seine erste Erregung begann der Benommenheit des Schocks zu weichen. »Sie wollen nicht nach Boston zurückkehren?«

»Nein«, sagte Lentz. »Nein ... ich glaube, ich werde nach Los Angeles fahren und von dort die nächste Maschine zu den Antipoden nehmen.«

King schaute erstaunt, sagte aber nichts. Lentz fuhr fort: »Auf der anderen Seite der Erde sind die Überlebenschancen besser, wissen Sie.«

King nickte. »Das zeigt Pferdeverstand. Für zwei Cents würde ich die Bombe hier auskippen und mit Ihnen gehen.«

»Nicht Pferdeverstand, mein Freund – ein Pferd läuft in den brennenden Stall zurück, was das genaue Gegenteil von dem ist, was ich vorhabe. Warum raffen Sie sich nicht auf und kommen mit mir? Wenn Sie es täten, würde es Harrington helfen, die Öffentlichkeit zu alarmieren.«

»Ich glaube wirklich, daß ich es tun werde!«

Steinke meldete sich. »Harper und Erickson sind da, Chef.«

»Ich habe Besuch.«

»Sie sagen, es sei sehr dringend.«

»Also, lassen Sie sie 'reinkommen«, sagte King überdrüssig. »Das macht jetzt auch nichts mehr aus.«

Sie marschierten frisch herein, Harper zuerst. Er begann sofort zu sprechen, ohne die trübe Stimmung, des Generaldirektors wahrzunehmen. »Wir haben es, Chef! Und es stimmt bis zur letzten Dezimalstelle!«

»Was haben Sie? Reden Sie verständlich.«

Harper grinste. Er genoß den Augenblick seines Triumphs. »Chef, erinnern Sie sich, wie wir vor ein paar Wochen zusätzliche Mittel für das Laboratorium beantragten.«

»Ja, ja. Kommen Sie zur Sache, Mann!«

»Sie wollten zuerst nicht, aber schließlich gaben Sie Ihre Zustimmung. Nun, wir haben etwas dafür vorzuzeigen, Mr. King. Den größten Fortschritt in der Atomtechnik, seit Hahn die Kernspaltung gelang! Atomaren Brennstoff, Mr. King, ungefährlich, konzentriert, kontrollierbar. Geeignet für Raketen, für Kraftwerke und für alle möglichen anderen Zwecke.«

King zeigte zum erstenmal Interesse. »Sie meinen eine atomare Energiequelle, die mit kleinen Mengen spaltbaren Materials arbeiten kann, so daß wir auf unsere Zweieinhalb-Tonnen-Bombe verzichten können?«

»Ja und nein. Wir brauchen die Bombe zur Herstellung des Brennstoffs, dann verwenden wir den Brennstoff, wo und wie es uns gefällt, wobei zweiundneunzig Prozent der im spaltbaren Material enthaltenen Energie genutzt werden können. Dafür würde die Heißdampfanlage mit den Turbinen überflüssig, was im Effekt zu einer rationelleren Energienutzung führen dürfte.«

Kings erste wilde Hoffnung auf einen Ausweg aus dem Dilemma war gedämpft. »Das klingt recht gut«, sagte er. »Erzählen Sie mehr darüber.«

»Nun – es handelt sich um ein künstliches Produkt. Kurz bevor ich um die zusätzlichen Forschungsgelder nachsuchte, fanden Erickson und ich zwei Isotope eines Elements, die zusammen mit dem Uranisotop 235 eine spontane Kettenreaktion auslösen, wenn sie hinreichend beschleunigt werden. Der Massenfaktor ist dabei unbedeutend. Die Reaktion setzt schon bei geringsten Mengen ein, so daß die Energieausbeute leicht regelbar ist. Bei unserem ersten Versuch arbeiteten wir mit wenigen Gramm, aber die Masse reichte aus, um das Zyklotron

zu zerreißen und unser Laboratorium zu verwüsten. Das ist der wichtige Punkt – die Reaktion bedarf keiner großen Masse, um in Gang zu kommen.«

»Ich sehe nicht«, sagte King zweifelnd, »wie das ...«

»Wir sahen es auch nicht. Aber hier ist es.« Harper reichte King ein Bündel maschinengeschriebener Blätter, provisorisch geheftet. »Das ist Ihr Exemplar. Sehen Sie es durch.«

King las. Nach kurzer Zeit kam Lentz um den Schreibtisch und beugte sich über Kings Schulter. Lange war nichts zu hören als ein gelegentliches Grunzen, das Rascheln umgewendeter Blätter, ein zustimmendes Nicken. Zuletzt legte King das Bündel aus der Hand.

»Es scheint das Zeug zu sein«, sagte er. »Meinen Glückwunsch. Eine großartige Leistung. Ich bin stolz auf Sie. Ich glaube, diese Entdeckung wird Ihnen den Nobelpreis einbringen.« Er schwieg einen Moment, dann sagte er in verändertem Ton: »Wie auch immer, ich werde in dieser Sache nichts unternehmen.«

»Warum nicht, Chef?« fragte Harper verdutzt.

»Ich bin in den Ruhestand versetzt worden. Mein Nachfolger wird in nächster Zeit die Leitung des Unternehmens in der bisherigen Form weiterführen; diese Sache ist zu groß, um sie kurz vor einem Wechsel in der Geschäftsführung in Angriff zu nehmen.«

»Sie sind in den Ruhestand versetzt? Aber Mr. King, Sie sind doch noch weit entfernt von der Altersgrenze.«

»Es ist nicht wegen der Altersgrenze«, brummte King. »Es ist ungefähr der gleiche Grund, mit dem ich Sie aus der Reaktorstation versetzte. Der Aufsichtsrat hat so entschieden.«

»Aber – entschuldigen Sie – das ist doch Unsinn! Sie hatten recht, mich in eine andere Abteilung zu versetzen; ich war schon ein bißchen nervös und durcheinander. Aber Sie – das ist eine andere Sache. Wir hängen alle von Ihnen ab.«

»Danke, Harper, aber so ist die Lage; ich kann nichts daran

ändern.« Er wandte sich Lentz zu und lächelte: »Ich glaube, die ironische Pointe war nötig, um die ganze Geschichte zur Tragikomödie zu machen ... Aber wie dem auch sei, diese Sache ist größer, als wir jetzt ahnen. Es wäre sinnlos, wenn ich mich in der kurzen, mir verbleibenden Zeit damit befassen würde.«

»Ich glaube, ich weiß, was da zu tun ist!« sagte Harper. Er trat an den Schreibtisch und nahm sein Manuskript wieder an sich.

»Entweder Sie behalten hier die Leitung, oder die Gesellschaft wird ohne unsere Entdeckung weiterwursteln!«

»Warten Sie einen Moment«, fiel Lentz ein. »Mr. Harper, haben Sie bereits einen brauchbaren Raketentreibstoff erzeugt?«

»Das sagte ich doch, nicht? Es geht nur um die Fertigung im industriellen Maßstab. Wenn man eine Rakete nimmt und sie für das Zeug umrüstet, kann man damit zum Frühstück auf den Mond fliegen.«

»Sehr gut. Hören Sie zu, meine Herren: Wir werden Ihren neuen Treibstoff nehmen, eine große Rakete umrüsten und unsere zweieinhalb Tonnen Uran in eine Umlaufbahn um die Erde schießen, weit draußen im Raum. Dort werden wir das Zeug zur Herstellung weiteren Treibstoffs für den Gebrauch auf der Erde verwenden, und die Gefahr wird auf das Bedienungspersonal begrenzt sein.«

Es gab keinen Applaus. Es war keine unmittelbar einleuchtende Idee; jeder war mit den vielschichtigen Implikationen eines so utopischen Projekts beschäftigt.

»Ich weiß nicht, ob so was zu machen sein wird«, sagte Harper schließlich. »Aber wie ist es mit Ihnen, Chef? Wenn man Ihnen nicht die Leitung läßt, werden wir mit unserer Entdeckung anderswohin gehen.«

»Keine Sorge«, erwiderte Lentz, bevor der Direktor etwas sagen konnte. »Auch über diesen Punkt habe ich mir meine Gedanken gemacht. Ich glaube, ich weiß, was wir tun müssen,

um zum Ziel zu gelangen.«

»Haben Sie sich auch über die Zeitfrage Gedanken gemacht?« fragte King.

»Ja«, sagte Lentz. »Da berühren Sie den wunden Punkt. Die Zeit ist vorläufig eine unbestimmbare Unbekannte in meiner Rechnung. Das ist unser Risiko. Lassen Sie mich kurz skizzieren, wie ich mir die nächsten Schritte vorstelle ...«

Dixon eröffnete die Sitzung des um die Vorstandsmitglieder erweiterten Aufsichtsrats. Sie war einberufen worden, um die personellen Umbesetzungen zu diskutieren und unter mehreren möglichen Kandidaten Kings Nachfolger zu küren. »Bevor wir zur Tagesordnung kommen«, verkündete er, »haben wir über ein Ersuchen des scheidenden Generaldirektors um eine Anhörung zu befinden.«

»Mr. Dixon ...«

»Ja, Mr. Thornton?«

»Ich dachte, diese unselige Angelegenheit sei endgültig abgeschlossen.«

»Das ist sie, Mr. Thornton, aber in Anbetracht der langjährigen Dienstzeit von Mr. King erscheint es mir erwägenswert, ihm eine Anhörung zu gewähren, wenn er sie wünscht. Darf ich also um Ihr Handzeichen bitten, sofern Sie für ein Anhörung sind? – Danke. Es hat sich eine Mehrheit dafür gefunden. Sie haben das Wort, Mr. King.«

King stand auf und sagte: »Professor Lentz wird für mich sprechen.« Er setzte sich.

Lentz mußte warten, bis ein allgemeines Geräusper und Gemurmel, durch das die Anwesenden dem Außenseiter ihr Mißfallen bekundeten, abgeflaut war.

Dann begann er seinen Vortrag mit einer kurzen Darstellung der unerträglichen Gefahr, die das falsche Konstruktionsprinzip des Reaktors für die Menschheit bedeutete. Er ging sofort zu dem Vorschlag über, daß die gefährliche Reaktionsmasse in

einem Raketenschiff untergebracht werden solle, einem künstlichen Mond, der die Erde in einer weiten Umlaufbahn umkreise, während sekundäre Kraftstationen auf der Erde einen ungefährlichen Brennstoff verarbeiteten, der von der Raumstation erzeugt werde.

Er gab die Entdeckung der Harper-Erickson-Technik bekannt und verbreitete sich ausführlich über ihre kommerziellen Möglichkeiten. Nachdem er jeden Punkt so überzeugend wie möglich vorgetragen hatte, machte er eine Pause und gab ihnen Gelegenheit, Dampf abzulassen.

Sie machten davon Gebrauch. »Visionär ...«

»Unbewiesen ...«

»Keine essentielle Veränderung der Situation ...«

»Utopisches Geschwafel ...« Der Extrakt ihrer Meinungen war, daß sie sehr glücklich seien, über den neuen Brennstoff zu hören, aber nicht sonderlich beeindruckt. In zehn Jahren vielleicht, nachdem er gründlich erprobt sei und sich im kommerziellen Betrieb bewährt habe, sei eventuell daran zu denken, eine Kraftstation außerhalb der Atmosphäre zu bauen. Vor einem solchen Unternehmen müsse jedoch die Frage der Investitions- und Betriebskosten für eine Raumstation sorgfältig untersucht werden; es gebe praktisch keine Vergleichsmöglichkeiten. Alles das sei erst noch zu erarbeiten, in der Zwischenzeit gebe es keinen Anlaß zu überstürzten Aktionen.

Lentz ging geduldig und höflich auf alle Einwände ein. Er wies auf das häufige Vorkommen situationsbedingter Psychoneurosen unter den Ingenieuren hin. Er erinnerte sie an das zu erwartende Emporschnellen der Versicherungsprämien für die bestehende Anlage, sobald Einzelheiten über ihre Betriebsunsicherheit durchsickerten. Er scheute nicht einmal den Fauxpas, die mit dem Risiko anwachsenden Schmiergelder für die führenden Landespolitiker zu erwähnen.

Als alles nicht fruchtete, änderte er seinen Ton und gab es ihnen direkt und brutal. »Meine Herren«, sagte er, »wir glau-

ben, daß wir für unser Leben kämpfen – unser eigenes Leben, das unserer Familien und alles andere Leben auf unserem Globus. Wenn Sie sich diesem Kompromißvorschlag verschließen, dann werden wir genauso verzweifelt und ohne Rücksicht auf Fairneß kämpfen wie ein in die Enge getriebenes Tier.« Damit leitete er seinen Angriff ein.

Es war ganz einfach. Er skizzierte ihnen die Grundzüge einer Propagandakampagne auf nationaler Ebene, wie jede größere Werbeagentur sie routinemäßig ausführen konnte: Fernseh- und Radioeinschaltungen, bezahlte Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, öffentliche Anhörungen von bekannten unabhängigen Atomphysikern und eine unterstützende Flüsterkampagne, verbunden mit einer Flut von Petitionen an den Kongreß.

Das Ziel dieser Aktion aber werde sein, Angst vor der Zeitbombe zu erzeugen und diese Angst nicht in Panik umzuwandeln, sondern in Erbitterung und Zorn gegen die uneinsichtigen Kapitaleigner des Werkes, die sich aus Profitgier nicht darum scherten, ob eine nie dagewesene Katastrophe über die Menschheit käme. Man werde nicht davor zurückschrecken, Namen zu nennen.

»Das ist Erpressung! Wir werden Ihnen das Handwerk legen!«

»Ich glaube nicht«, erwiderte Lentz. »Es mag Ihnen gelingen, uns aus einigen Zeitungen und Zeitschriften herauszuhalten, aber mehr werden Sie nicht erreichen. Sie können uns nicht einmal daran hindern, uns über Funk und Fernsehen an die Öffentlichkeit zu wenden.«

Auf allen Seiten gingen die Temperamente durch; Dixon hatte Mühe, sich Gehör zu verschaffen. »Professor Lentz«, sagte er mit eisiger Ruhe, »Sie beabsichtigen, einen jeden von uns als finsternen Halunken darzustellen, der nur an seinen persönlichen Profit denkt, selbst auf Kosten vieler Menschenleben. Sie wissen, daß das nicht wahr ist; es handelt sich hier um eine einfache Meinungsverschiedenheit über das, was weise, ange-

messen und zumutbar ist.«

»Ich sagte nicht, daß es wahr sei«, gab Lentz freimütig zu, »aber Sie werden zugeben, daß ich die Öffentlichkeit zu der Überzeugung bringen kann, Sie seien profitorientierte Menschenverächter. Und zu dem, was Sie eine Meinungsverschiedenheit nennen: keiner von Ihnen ist Atomphysiker; Sie sind nicht berechtigt, in dieser Angelegenheit Meinungen zu haben.«

Er ließ das wirken, dann fuhr er brutal fort: »Tatsächlich erscheint mir nur ein Punkt zweifelhaft, und das ist der, ob eine erregte Öffentlichkeit Ihr kostbares Kraftwerk zerstören wird, bevor die Atomenergiekommission Zeit hat, Ihnen die Betriebserlaubnis zu entziehen.«

Bevor sie Gelegenheit hatten, sich neue Argumente auszudenken, bevor ihre hitzige Indignation abkühlen und sich zu hartnäckigem Widerstand verhärten konnte, zeigte er ihnen den versöhnenden Ausweg – er skizzierte ein weiteres Modell einer Werbekampagne, diesmal von ganz anderer Art.

Dies sollte ein Public-Relations-Feldzug zur Hebung des öffentlichen Ansehens der Gesellschaft sein. Die gleichen Techniken der Meinungsmache sollten nun eingesetzt werden, um das Unternehmen als einen Motor des Fortschritts zu schildern, einen großzügigen Mehrer des allgemeinen Wohlstands, gelenkt und verwaltet von patriotischen und selbstlosen Industriekapitänen, für die der Mensch Mittelpunkt und Maßstab allen Strebens sei. Zum rechten Zeitpunkt würde man die Errungenschaft des Harper-Erickson-Atombrennstoffs herausstellen, nicht als das halb zufällige Resultat der Eigeninitiative zweier Angestellter, sondern als das lang erwartete Endprodukt jahrelanger systematischer Forschungen im Dienste der Menschheit, ein Meilenstein auf dem Weg in eine leuchtende Zukunft.

Die drohende Gefahr einer völligen, das ganze Land verheerenden Katastrophe sollte unerwähnt bleiben.

Lentz erörterte die Ergebnisse einer solchen Werbekampagne. Er verwies auf die dankbare Anerkennung, die ihnen aus allen Kreisen der Bevölkerung zuwachsen würde. Er lud sie ein, ein nobles Opfer zu bringen, und verlockte sie mit subtiler Irreführung, sich selbst als Helden zu sehen. Er bearbeitete einen der am tiefsten verwurzelten äffischen Instinkte, das Verlangen nach Anerkennung – verdient oder nicht – von den eigenen Artgenossen. Und schließlich schilderte er ihnen die glänzenden wirtschaftlichen Zukunftsaussichten dieser sicheren, nahezu unerschöpflichen Energiequelle, deren Auswertung in ihre Hände gelegt würde.

Es wirkte. Sie bekehrten sich nicht alle auf einmal, aber man beschloß die Berufung einer Expertenkommission zur Untersuchung des vorgeschlagenen Projekts auf seine technische Durchführbarkeit. Lentz schlug Namen für die Kommission vor, und Dixon stimmte seinen Kandidaten zu, weil er sich überrumpelt fühlte und ihm keine Gründe für eine Ablehnung der benannten Wissenschaftler einfielen.

Von Kings Abberufung und einer Umbesetzung des Vorstands wurde nicht mehr gesprochen.

Lentz' Taktik war erfolgreich gewesen, doch viel blieb zu tun. In den ersten Tagen nach dem Sieg fühlte sich King von der Aussicht auf eine baldige Erlösung von der nervenaufreibenden Sorge erleichtert und befeuert. Die vielfältigen neuen Aufgaben nahmen ihn in Anspruch. Harper und Erickson waren zur Raketenversuchsanstalt Goddard Field entsandt worden, um gemeinsam mit den Raketenbauern neue Brennkammern, Düsen, Treibstoffpumpen und ähnliches zu entwickeln. Ein Plan für die Betriebsumstellung mußte ausgearbeitet werden, und eine große Reaktorkammer für den nuklearen Brennstoff war zu entwerfen und in Auftrag zu geben, damit sie nach Schließung der Anlage rasch eingebaut werden konnte und betriebsbereit wäre, sobald der neue atomare Brennstoff in

größeren Mengen zur Verfügung stehen würde. King war beschäftigt.

Als die erste Aktivität vorüber war und die Arbeiten angelaufen waren, erlitt King einen emotionalen Rückschlag. Es gab nicht mehr viel zu tun, als das neue Projekt vorwärtszutreiben, und im übrigen abzuwarten und die unberechenbare Zeitbombe zu pflegen, bis man in Goddard Field eine brauchbare Raumstation gebaut hätte.

Dort stieß man auf Schwierigkeiten, überwand sie und stieß auf neue. Es bedurfte vieler Versuche und Erprobungen, um technische Lösungen zu finden, die dem neuen Kernbrennstoff angemessen waren. Als dieses Problem gelöst war und ein Erfolg in Sicht schien, brannten bei einem Bodentest die Triebwerke aus. Diese Panne warf das ganze Projekt um Wochen zurück.

King saß im Werk und konnte nichts tun, als Nägel kauen und warten. Er hatte nicht einmal die Erleichterung, nach Goddard Field zu fliegen und dort die Arbeiten zu beobachten. So groß sein Wunsch war, es zu tun, größer noch war das zwanghafte Bedürfnis, über den Reaktor zu wachen, daß er nicht in den letzten Tagen und Wochen noch in die Luft fliege.

Er konnte der Tatsache nicht ausweichen – die Fälle von akuter Psychoneurose hatten seit dem Beginn der Warteperiode zugenommen. Zuerst war versucht worden, die wesentlichen Teile des Plans geheimzuhalten, aber bald waren Einzelheiten durchgesickert. Bei einem Projekt dieser Größenordnung war das so gut wie unvermeidlich, und er gestand sich jetzt ein, daß die Geheimniskrämerei ein Fehler gewesen war.

Schließlich hatte er alle Wissenschaftler und Ingenieure ins Vertrauen gezogen, und das hatte ungefähr zwei Wochen geholfen. Dann hatte die Wirkung nachgelassen, die Reaktion hatte eingesetzt, und die psychologischen Beobachter hatten angefangen, beinahe täglich Ingenieure vom Dienst freizustellen. Mit zunehmender Häufigkeit bezichtigten sie sich gegen-

seitig der Geistesgestörtheit. Wenn es dabei blieb, dann sähe er sich bald mit einer Knappheit an Psychologen konfrontiert, dachte er mit bitterer Ironie. Seine Ingenieure standen bereits sechs von vierundzwanzig Stunden in der Reaktorstation. Fiel noch einer aus, wollte er selbst einspringen.

Einige der nichttechnischen Angestellten waren dem Geheimnis inzwischen auf die Spur gekommen. Das durfte nicht so weitergehen – wenn sich unkontrollierbare Gerüchte im Land verbreiteten und Panik erzeugten, dann konnte nachher keine noch so beschönigende Publizität den Schaden wiedergutmachen. Aber was konnte er tun, Teufel noch mal?

Er wälzte sich im Bett herum, ordnete sein Kopfkissen und versuchte einzuschlafen. Vergebens. Sein Kopf schmerzte, und sein Gehirn arbeitete in leerer, sich nutzlos wiederholender Aktivität, wie ein Tonabnehmer, der in einer Rille der Platte hängengeblieben ist.

Es war unerträglich. Er fragte sich, ob er im Begriff sei, einen Nervenzusammenbruch zu erleiden. Oder war er am Ende schon übergeschnappt? Dies war bei weitem schlimmer als die alte Routine, wo er einfach die Gefahr akzeptiert und so gut wie möglich verdrängt hatte.

Er schaltete die Nachttischlampe ein und sah auf die Uhr. Halb vier. Er stand auf, ging ins Badezimmer, löste zwei Schlaftabletten in einer Mischung aus Wasser und Whisky, schluckte das Zeug und legte sich wieder ins Bett. Bald dämmerte er ein.

Er rannte, floh durch einen langen Korridor. An seinem Ende war Sicherheit; er wußte es, doch er war so erschöpft, daß er an seiner Fähigkeit zweifelte, das Ziel zu erreichen. Das Ding, das hinter ihm her war, holte auf; er zwang seine bleiernen, schmerzenden Beine zu schnellerer Bewegung, doch schien er nicht voranzukommen. Das Ding hinter ihm kam näher und berührte ihn. Sein Herz blieb stehen, dann hämmerte es weiter.

Er merkte, daß er in Todesangst kreischte.

Aber er mußte das Ende des Korridors erreichen; mehr hing davon ab als nur er selbst. Er mußte!

Dann traf ihn das Geräusch, und er verstand, daß er verloren hatte. Er hatte versagt; die Bombe war explodiert.

Das Geräusch war das Rasseln des Weckers; es war acht Uhr. Sein Schlafanzug war schweißdurchnäßt, und sein Herz hämmerte noch immer. Jeder Nerv seines Körpers schrie nach Befreiung. Es würde mehr als einer kalten Dusche bedürfen, um nach dieser Nacht vor den Anforderungen des Tages zu bestehen.

Er fuhr ins Büro. Dort saß er untätig da, bis Lentz zwei Stunden später zu ihm kam. Der Psychologe öffnete die Tür, gerade als King zwei kleine Tabletten aus einer Schachtel nahm und mit etwas Tee hinunterspülte.

»Langsam, langsam«, sagte Lentz. »Was haben Sie da?« Er kam heran, nahm die Schachtel vom Schreibtisch und betrachtete sie.

»Nur ein Beruhigungsmittel.«

Lentz studierte den Text auf der Rückseite der Schachtel. »Wie viele von den Dingen haben Sie heute schon genommen?«

»Bloß zwei, bisher.«

»Sie brauchen kein Beruhigungsmittel; Sie brauchen etwas Bewegung in der frischen Luft.«

»Sie müssen über andere reden! Dabei rauchen Sie eine Zigarette, die nicht angezündet ist!«

»Ich? Ja, tatsächlich! Also brauchen wir beide diesen Spaziergang. Kommen Sie.«

Harper kam zehn Minuten, nachdem sie das Büro verlassen hatten. Steinke war nicht im Vorzimmer. Harper ging durch und klopfte an Kings Tür, dann wartete er mit seinem Begleiter, einem jungen Mann mit harten Zügen und einer Haltung,

die unbekümmertes Selbstvertrauen ausstrahlte. Steinke öffnete ihnen.

Harper wollte mit beiläufigem Kopfnicken an ihm vorbei, dann sah er, daß sonst niemand im Raum war.

»Wo ist der Chef?«

»Ausgegangen. Er wird bald zurückkommen.«

»Dann warten wir. Übrigens, dies ist Greene. Greene – Steinke.«

Die zwei gaben sich die Hände. »Was führt Sie hierher?« fragte Steinke.

»Hm«, sagte Harper. »Ich glaube, ich kann es Ihnen sagen ...«

Der Bildschirm über der Sprechanlage flackerte plötzlich auf und unterbrach ihn. Ein Gesicht füllte die Fläche fast aus. Es war dem Aufnahmegerät offenbar zu nahe, denn die Züge waren verschwommen. »Direktor!« schrie das Gesicht mit überschnappender Stimme. »Der Reaktor ...«

Ein Schatten glitt über den Bildschirm, sie hörten ein dumpfes Geräusch, und das Gesicht rutschte aus dem Bild, wobei die Reaktorstation ins Blickfeld kam. Jemand lag am Boden. Eine zweite Gestalt rannte durch den Aufnahmebereich und verschwand.

Harper überwand die Schrecksekunde als erster. »Das war Silard!« rief er. »In der Reaktorstation! Kommen Sie, Steinke!« Er war schon in Bewegung.

Steinke wurde kalkweiß, zögerte aber nur einen Augenblick, dann rannte er hinter Harper her. Greene folgte den beiden.

Sie stürzten schnaufend in die Station der Röhrenbahn, dann mußten sie auf die nächste Kapsel warten. Als sie kam, versuchten sie sich alle drei in die Zweipersonenkapsel zu zwängen. Das Ding wollte nicht losfahren, und eine halbe Minute war verloren, bevor Greene wieder hinauskroch, um die nächste Kapsel zu nehmen.

Die Fahrt schien kein Ende nehmen zu wollen. Harper glaub-

te schon, daß das Beförderungssystem zusammengebrochen sei, als die Kapsel mit dem vertrauten Zischen und Seufzen in die Station unter dem Werk einlief. Sofort versuchten sie hinauszuspringen und klemmten einander im Einstieg fest, bevor sie sich aus der Enge befreien konnten.

Der Aufzug war oben; sie warteten nicht auf ihn. Das war unklug, denn sie gewannen keine Zeit und langten außer Atem auf der Ebene der Reaktorstation an. Nichtsdestoweniger rann-ten sie weiter durch den winkligen Korridor, rissen die Schutz-tür auf und stürzten in die Reaktorstation.

Die schlaffe Gestalt lag noch am Boden, und in ihrer Nähe war eine zweite, ebenso reglos. Sie trug keinen Helm.

Ein dritter Mann stand über die Drückerinstrumente gebeugt. Als er sie sah, blickte er auf, und im nächsten Augenblick griff er an. Sie sprangen ihn gleichzeitig an, und alle drei fielen. Es war zwei gegen einen, aber der bleigepanzerte Schutzanzug des Mannes schützte ihn gegen ihre Schläge. Und trotz seiner Unbeholfenheit kämpfte er mit animalischer Wildheit.

Steinke, der kräftiger war als Harper und die Hauptlast des Kampfes trug, fiel plötzlich mit schmerzverzerrtem Gesicht zurück und hielt seinen rechten Arm, der schlaff herabhing. Der Gepanzerte riß sich von Harper los.

Irgendwo hinter ihnen rief jemand: »Stillhalten! Laß ihn!«

Dann sah Harper aus den Augenwinkeln einen Blitz, dem ein betäubendes Krachen folgte.

Der Mann im Schutzanzug taumelte rückwärts, gewann vorübergehend das Gleichgewicht zurück und fiel dann schwer vornüber aufs Gesicht. Greene stand in der Tür, eine Pistole in der Hand.

Harper stand auf und stürzte zu den Instrumenten. Mit einem Blick hatte er die Zeigerstellung überschaut und dämpfte als erstes die Energieabgabe des Reaktors, indem er die Einspei-sung fast auf Null drosselte. Dann begann er mit der Überprüfung der Anlage.

So fand King die Situation vor, als er wenige Minuten später hereingerannt kam.

»Harper!« brüllte er, während sein Blick hastig im Raum herumfuhr, bemüht die Situation zu erfassen. »Was ist passiert?«

Harper erklärte es ihm in knappen Worten.

King nickte. »Ich sah den letzten Teil des Kampfes von meinem Büro aus«, sagte er, etwas beunruhigt. »Wie kommt es, daß Sie hier sind?«

»Ich? Ich wollte zu Ihnen, Meldung machen. Wir haben es geschafft, Chef!«

»Was?«

»Wir sind fertig; es ist alles bereit. Erickson ist geblieben, weil er die Anlage zur Brennstoffumwandlung überprüfen will, die wir an Bord des großen Schiffes installiert haben.«

»Augenblick. Sie sagen, daß alles fertig sei und das Spaltmaterial hier an Bord des Schiffes gebracht werden könne. Ist das richtig?«

»Es ist richtig. Das Schiff hat bereits einen Probeflug mit unserem Raketentreibstoff gemacht – länger und schneller als nötig sein wird, um die Umlaufbahn zu erreichen; ich bin selbst an Bord gewesen, Chef! Das hier ist Greene, der Pilot; er kann es Ihnen bestätigen. Wir sind bereit.«

King beäugte den Notschalter an der Wand; wie der in seinem Büro war auch dieser hinter Glas. Mit ein paar Schritten war er dort, zerschlug das Glas mit der Faust und zog den Schalter.

Der Raum erzitterte, als zweieinhalb Tonnen geschmolzenes Metall, schwerer als Gold, rumpelnd durch Kanäle abliefen, in Dutzende von Strömen zerteilt wurden und in Bleibehältern zur Ruhe kamen, wo das Uran bis zu seiner Wiederverwendung weit draußen im Raum sicher und gefahrlos verwahrt bleiben würde.

SCHEINWERFER

»Wird sie etwas hören?«

»Wenn sie auf dieser Seite des Mondes ist. Wenn sie das Schiff verlassen konnte. Wenn ihr Radio nicht beschädigt wurde. Wenn sie am Leben ist. Da jede Radioverbindung mit dem Schiff unterbrochen ist und keine Notradarsignale aufgefangen wurden, muß als unwahrscheinlich angesehen werden, daß sie oder der Pilot den Absturz überlebten.«

»Sie muß gefunden werden! Bleiben Sie auf Empfang, Raumstation. Basis Tycho, bitte melden.«

Die Antwort verzögerte sich um etwa drei Sekunden, bis das Radiosignal von Washington zum Mond und ein anderes vom Mond zurückkam. »Mondbasis, Kommandierender General.«

»General, setzen Sie jeden verfügbaren Mann für die Suche nach der Vermißten ein!«

Der Verzögerungseffekt gab der Antwort einen widerwilligen Klang. »Sir, wissen Sie, wie groß der Mond ist?«

»Das spielt keine Rolle! Dieser Fall ist der richtige Stoff für Schlagzeilen; ein Mißerfolg von Ihnen würde das ganze Mondprogramm in die Schußlinie öffentlicher Kritik bringen! Dieses Mädchen – wie heißt sie gleich? – ja, also diese Betsy Barnes ist irgendwo dort, und jeder verfügbare Mann hat sie zu suchen, bis sie gefunden ist. Und wenn sie tot ist, dann wäre es besser, wenn Ihr hochgeschätzter Pilot auch tot wäre!«

»Sir, die Mondoberfläche ist fast fünfzehn Millionen Quadratmeilen groß. Wenn ich jeden Mann einsetzte, den ich habe, dann hätte jeder etwa zweitausend Quadratmeilen abzusuchen. Ich habe dem Mädchen meinen besten Piloten mitgegeben. Ich bin nicht bereit, mir Drohungen gegen ihn anzuhören, solange er sich nicht rechtfertigen kann. Von niemandem, Sir! Ich bin es leid, mir von Leuten, die die Bedingungen hier nicht kennen, sagen zu lassen, was ich zu tun habe. Mein Rat ist, die Raumstation Meridian einzuschalten. Vielleicht können sie dort

Wunder wirken.«

Die Antwort schnappte zurück: »Sehr gut, General! Wir sprechen uns später! Raumstation Meridian! Ich erwarte Meldung!«

Elizabeth Barnes, zehn Jahre alt, blind, musikalisches Wunderkind am Konzertflügel und im ganzen Land Gegenstand sentimentaler Verehrung, hatte eine Tournee zum Mond gemacht. Nachdem sie im Rahmen der Truppenbetreuung ein Konzert in der Basis Tycho gegeben hatte, war sie mit einer Kuriermaschine zu den Raketenbasen auf der erdabgewandten Seite des Mondes gestartet, um dort das Militärpersonal zu unterhalten. Sie hätte etwa zwei Stunden nach dem Start eintreffen müssen. Ihr Pilot war nur aus Sicherheitsgründen mitgeflogen; solche Kurierschiffe verkehrten täglich unbemannt zwischen Tycho und der anderen Seite.

Nach dem Start war die Maschine aus ungeklärten Gründen vom programmierten Kurs abgewichen. Bald darauf waren Radar- und Radioverbindung abgerissen. Sie war irgendwo abgestürzt oder bruchgelandet.

Im Raum war sie nicht, sonst hätte der Pilot einen Hilferuf gesendet, und die Signale seines Notradars wären von anderen Schiffen, Raumstationen und Basen auf der Mondoberfläche registriert worden. Die Maschine mußte irgendwo in den Einöden des Mondes niedergegangen sein.

»Raumstation Meridian hier.« Die Zeitverzögerung war nicht mehr feststellbar; bei einer Entfernung von wenig mehr als dreißigtausend Kilometern zur Erde machte sie nur noch eine Viertelsekunde aus. »Wir haben Verbindung mit Raumstation Newton jenseits des Mondes aufgenommen und erreichen jeden Punkt der Oberfläche mit unseren Radorufen. Wenn wir ein Antwortsignal empfangen ...«

»Ja, ja! Was ist mit Radar?«

»Sir, ein notgelandetes kleines Kurierschiff auf der Mondoberfläche sieht auf dem Radarschirm nicht anders aus als Millionen von Gesteinsbildungen ähnlicher Größe. Unsere einzige Chance ist, eine Antwort von ihnen zu bekommen – wenn sie antworten können. Die an Bord dieser kleinen Verbindungsschiffe verwendeten Druckanzüge haben für nur sechs Stunden Sauerstoff. Wir hoffen, daß sie hören können und antworten werden.«

»Wenn Sie Antwort bekommen, werden Sie die Quelle der Radiosendung anpeilen, nicht wahr?«

»Nein, Sir.«

»In Gottes Namen, warum nicht?«

»Sir, eine Peilanlage ist für diesen Zweck unbrauchbar. Aus dieser Entfernung würde sie uns lediglich anzeigen, daß das Signal vom Mond kommt – was uns nicht weiterhelfen kann.«

»Doktor, Sie sagen, daß Sie die Verunglückten vielleicht hören können, ohne zu wissen, wo sie sind?«

»So ist es. Wie bei jeder Radioquelle, deren Ursprungsort wir nicht kennen. Wir hoffen aber, daß das Mädchen in der Lage sein wird, uns anzuleiten ... sofern es uns hören kann.«

»Wie sollte das geschehen?«

»Mit einem Laser. Einem intensiven, scharf gebündelten Lichtstrahl. Sie wird ihn hören ...«

»Einen Lichtstrahl hören?«

»Ja, Sir. Wir modulieren ihn so, daß er eine Trägerwelle in einer Radiofrequenz abgibt. Diese wird dann zu einer Niederfrequenz moduliert. Wenn das Mädchen uns hört, werden wir ihr sagen, sie solle uns den gehörten Ton angeben, während wir den Mond mit unserem modulierten Laserstrahl abtasten und auf einem Klavier die Tonleiter spielen ...«

»Alles das, während ein kleines Mädchen womöglich im Sterben liegt?«

»Herr Präsident, ich bitte Sie, lassen Sie uns arbeiten. Wir haben das gleiche Ziel wie Sie, und wir tun, was wir können.«

»Ja, Direktor«, antwortete der Präsident mit gepreßter Stimme. »Tun Sie, was Sie für zweckdienlich halten. Unterrichten Sie mich über den weiteren Verlauf.«

Der Direktor der Raumstation Meridian wischte sein Gesicht. »Kriegen Sie was 'rein?«

»Nein, Chef. Noch immer nichts. Die Frequenz wird immer wieder von Fremdgeräuschen aus dem Raum überlagert, die nur schwer wegzubringen sind ... Seht! Still! Betsy – hörst du mich? Hallo?«

Der Radiotechniker schien im Begriff, in sein Gerät zu kriechen. Mit behutsamen Fingerspitzen stellte er die Knöpfe seines Empfängers ein.

Aus der Lautsprecherbatterie über ihm kam eine dünne, helle Mädchenstimme, fern und stark überlagert von Nebengeräuschen, aber deutlich und genug hörbar: »... jemand zu hören! Bin ich froh! Kommen Sie schnell, der Major ist verletzt.«

Der Direktor sprang ans Mikrophon.

»Ja, Betsy, wir werden uns beeilen«, rief er. »Aber du mußt uns helfen. Weißt du, wo du bist?«

»Irgendwo auf dem Mond, glaube ich«, sagte die Kinderstimme. »Bei der Landung gab es einen mächtigen Stoß und einen Krach, und ich wollte den Major fragen, was passiert ist, aber dann fiel das Schiff auf die Seite. Ich schnallte die Gurte los und kroch herum und fand Major Peters, aber er bewegt sich nicht. Er ist nicht tot, glaube ich. Ich kann fühlen, wie er atmet, und wenn ich meinen Helm gegen ihn halte, kann ich was hören. Gerade habe ich die Tür aufgekreiert, aber ich traue mich nicht vom Schiff fort.« Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Das hier ist nicht die dunkle Seite. Ich bin im Sonnenschein, ganz sicher. In meinem Anzug wird es ziemlich warm.«

»Betsy, du mußt bleiben, wo du bist, im Eingang oder davor, damit du uns hören kannst. Paß auf, Betsy. Wir werden den Mond mit einem Lichtstrahl abtasten. Du wirst es als eine

Klaviernote hören. Wir haben den Mond in die achtundachtzig Klaviernoten aufgeteilt. Wenn du eine hörst, rufst du: ›Jetzt!‹ Und dann sagst du uns, welche Note du gehört hast. Kannst du das tun?«

»Natürlich«, sagte sie zuversichtlich. »Wenn das Klavier nicht verstimmt ist.«

»Es ist nicht verstimmt. Also, wir fangen jetzt an ...«

»Jetzt!«

»Was für eine Note hast du gehört?«

»Das E der ersten Oktave über dem mittleren C.«

»Wo ist das auf dem Liniennetz?« rief der Direktor, eine Hand vor dem Mikrophon. »Im Märe Nubium? Verständigen Sie den General!« Er nahm die Hand weg und sagte ins Mikrophon: »Wir werden dich finden, Betsy, keine Angst! Nun wollen wir die Gegend absuchen, wo du bist, damit wir ganz genau wissen, wo die Stelle ist. Darum müssen wir ein bißchen umbauen, aber es wird nicht lange dauern. Inzwischen können wir uns unterhalten. Hast du keine Angst gehabt?«

»Oh, nur ein ganz kleines bißchen, als das Schiff umkippte. Aber die Leute sorgen für mich, das haben sie immer getan.«

Zwanzig Minuten später unterbrach er ihr munteres Geplapper. »Betsy?«

»Ja, Sir?«

»Es geht wieder los. Sag uns die Note, die du hörst.«

»Jetzt!« sagte sie. »Das war ein tiefes G, in der untersten Oktave.«

Der Direktor wandte sich aufgeregt um: »Tragen Sie das ins Netz ein und verständigen Sie den General, daß er seine Suchschiffe zu diesem Quadrat dirigiert! Zehn Meilen Seitenlänge, das sollte ihnen die Arbeit leichtmachen. Nun, Betsy – wir wissen beinahe, wo du bist. Es kann nicht mehr lange dauern. Willst du hineingehen und abkühlen?«

»Ich finde es nicht zu heiß. Nur verschwitzt bin ich.« Vierzig

Minuten später dröhnte die Stimme des Generals aus dem Lautsprecher: »Sie haben das Schiff ausgemacht! Sie sehen das Mädchen!«

LEBENSLINIE

Der Vorsitzende klopfte energisch auf seinen Tisch. Allmählich verebbten die Buhrufe und das erregte Stimmengewirr. Der Sprecher am Rednerpult neben dem Vorsitzenden schien unbeeindruckt von dem Tumult, den er selbst ausgelöst hatte. Sein mildes, rundliches Gesicht zeigte keine Regung. Der Vorsitzende wandte sich halb zur Seite und sagte zu ihm mit einer Stimme, in der Zorn und Verärgerung bebten:

»Doktor Pinero, ich muß mich für die unangebrachte Störung Ihres Vertrags entschuldigen. Ich bin überrascht, daß meine Kollegen ihre Würde als Wissenschaftler soweit vergessen konnten, daß sie einen Sprecher unterbrachen, gleichgültig, wie provozierend sein Vortrag auf sie gewirkt haben mag.« Pinero lächelte in sich hinein, ein Lächeln, das in einer Weise eine offene Beleidigung war. Der Vorsitzende unterdrückte eine heftige Aufwallung und fuhr fort: »Mir liegt daran, daß unser Tagungsprogramm ohne Störungen und im Geist akademischer Noblesse abgeschlossen wird. Ich bitte Sie also, Ihren Vortrag zu Ende zu führen. Zugleich aber muß ich Sie ersuchen, unsere Intelligenz nicht mit weiteren Bemerkungen und Ideen zu verhöhnen, von deren Unhaltbarkeit jeder gebildete Mensch weiß. Bitte beschränken Sie sich auf Ihre Entdeckung – falls Sie eine gemacht haben.«

Pineros breitete seine fetten Hände aus, dann legte er sie auf die Kanten des Rednerpults. »Wie könnte ich Ihnen eine neue Idee verständlich machen, wenn ich Sie nicht zuvor von Ihrer Verblendung befreie?«

Neuerliche Unruhe unter den Zuhörern. Jemand im Hintergrund rief: »Werft den Scharlatan hinaus! Wir haben genug!«

Der Vorsitzende pochte auf den Tisch. »Meine Herren!«

Dann, zu Pinero: »Muß ich Sie erinnern, daß Sie nicht Mitglied dieser Vereinigung sind, und daß wir Sie nicht eingeladen haben?«

Pineros Augenbrauen gingen hoch. »So? Ich scheine mich an eine Einladung mit dem Briefkopf der Akademie zu erinnern.«

Der Vorsitzende nagte an seiner Unterlippe, bevor er antwortete. »Richtig. Ich schrieb selbst diese Einladung. Aber das geschah auf Bitten eines Kurators – eines feinen, hochherzigen Mannes und Förderers der Wissenschaften, der jedoch kein Wissenschaftler und auch kein Mitglied der Akademie ist.«

Pinero lächelte sein irritierendes Lächeln. »Ja? Ich hätte es mir denken können. Der alte Bidwell von der Vereinigten Lebensversicherung, nicht wahr? Und er wollte damit erreichen, daß man mich als einen Betrüger bloßstellt, ja? Denn wenn ich einem Menschen den Tag seines Todes nennen kann, wird niemand mehr seine hübschen Policen kaufen. Aber wie können Sie mich bloßstellen, wenn Sie mich nicht einmal anhören wollen? Wobei ich zu Ihren Gunsten annehmen will, daß Sie genug Geist besitzen, mich zu verstehen. Bah! Er hat Schakale ausgesandt, einen Löwen zu reißen.«

Wieder schwoll das Gemurmel zum Stimmengewirr an und gipfelte in wütend erregten Zwischenrufen. Der Vorsitzende rief vergebens zur Ruhe. In der ersten Reihe stand ein Mann auf.

»Herr Vorsitzender!«

Der Angeredete ergriff die Gelegenheit und rief: »Meine Herren! Doktor van Rhein-Smitt hat das Wort!«

Der Doktor räusperte sich, justierte die Stirnlocke seines weißen Haars und steckte eine Hand in die Hosentasche seines eleganten Maßanzugs.

»Herr Vorsitzender, verehrte Mitglieder der Akademie der Wissenschaften! Lassen Sie uns Toleranz üben. Selbst ein Mörder hat das Recht, sein Sprüchlein zu sagen, bevor der Staat seinen Tribut fordert. Sollen wir weniger tun? Selbst wenn viele unter uns ihres Verdikts sicher zu sein glauben? Ich plädiere dafür, daß Doktor Pinero jede Aufmerksamkeit zuteil wird, die wir einem Kollegen schuldig sind, selbst wenn er

nicht Mitglied der Akademie ist und die Universität, die ihm seinen Titel verliehen hat, den meisten von uns nicht vertraut sein mag. Wenn falsch ist, was er zu sagen hat, kann es uns keinen Schaden bringen; wenn es aber wahr ist, sollten wir davon wissen.« Seine volle, kultivierte Stimme beherrschte den Saal, beruhigte und beschwichtigte. »Sollten die Manieren unseres geschätzten Kollegen dem einen oder dem anderen unter uns einen Mangel an Urbanität anzeigen, so sollten wir in Rechnung stellen, daß der Doktor einem Stratum entstammen mag, wo man diese Dinge nicht so peinlich genau nimmt. Lassen Sie uns das Thema anhören, meine verehrten Freunde, und ihren wissenschaftlichen Gehalt sorgfältig abwägen. Und lassen Sie uns das mit Würde und Haltung tun.«

Er setzte sich, während Applaus aufbrandete. Wieder einmal hatte er seinen Ruf als intellektueller Führer befestigt. Morgen würden diejenigen Zeitungen, die sich noch eine gewisse Aufgeschlossenheit für Fragen des Geistes und der Kultur bewahrt hatten, die Vernunft und die diplomatisch-gewinnende Persönlichkeit von »Amerikas stattlichem Universitätsrektor« lobend erwähnen.

Als der Applaus aufgehört hatte, wandte sich der Vorsitzende von neuem an die Quelle der ganzen Aufregung.

»Wollen Sie nun fortfahren, Doktor Pinero?«

»Warum sollte ich?«

Der Vorsitzende zuckte mit der Schulter. »Sie kamen zu dem Zweck.«

»Wahr«, sagte Pinero. »Sehr wahr. Aber war es klug von mir, zu kommen? Gibt es hier jemand, der einen offenen, unvoreingenommenen Verstand hat, der einer nackten Tatsache ins Auge blicken kann, ohne zu erröten? Ich glaube nicht. Selbst dieser ansehnliche Herr, der für Toleranz und Aufmerksamkeit plädiert hat, hat mich bereits gerichtet und verurteilt. Er sucht Ordnung, nicht Wahrheit. Sollte die Wahrheit der Ordnung im Wege stehen, wird er sie dann akzeptieren? Werden Sie es tun?

Ich glaube nicht. Und doch muß ich sprechen, denn täte ich es nicht, würden Sie zu einem mühelosen Sieg kommen. Der kleine Mann auf der Straße würde denken, daß Sie mich, Pinero, als einen Schwindler und Hochstapler entlarvt hätten.

Ich werde meine Entdeckung wiederholen. Mit einfachen Worten, ich habe eine Technik entwickelt, die es mir erlaubt, die Lebensdauer eines Menschen und seinen Todestag voraussagen. Ich kann Ihnen sagen, wann der Todesengel an Ihrer Tür stehen wird. Mit Hilfe meines Apparates kann ich jedem von Ihnen in fünf Minuten sagen, wie viele Sandkörner noch in seinem Stundenglas sind.« Er trat vom Rednerpult zurück und verschränkte seine Arme. Für eine Weile blieb alles still.

Schließlich fragte der Vorsitzende: »Sind Sie fertig, Doktor Pinero?«

»Was gibt es mehr zu sagen?«

»Sie haben uns nicht gesagt, wie Ihre Voraussagetechnik arbeitet.«

Pinero zog die Brauen hoch. »Sie meinen, daß ich die Früchte meiner Arbeit Kindern überlassen sollte, daß sie damit spielen? Dies ist ein gefährliches Wissen, mein Freund. Ich reserviere es für den, der damit umzugehen weiß, mich selbst.« Er klopfte auf seine Brust.

»Wie sollen wir prüfen, ob Ihren abenteuerlichen Behauptungen überhaupt eine reale Substanz zugrunde liegt?«

»Das ist ganz einfach. Sie schicken ein Komitee, vor dem ich eine Demonstration meiner Technik gebe. Ist sie erfolgreich, werden Sie es zugeben und vor der Welt bestätigen. Ist sie es nicht, werde ich diskreditiert sein und mich entschuldigen. Sogar ich, Pinero, werde mich entschuldigen.«

In einer der hinteren Reihen erhob sich ein schwächlicher Mann mit gebeugten Schultern. Der Vorsitzende nahm seine Wortmeldung an, und er sprach.

»Herr Vorsitzender, wie kann der ehrenwerte Kollege ernsthaft einen solchen Vorschlag machen? Erwartet er von uns, daß

wir zehn oder zwanzig Jahre warten, bis jemand aus unseren Reihen stirbt und seine Behauptung bestätigt?«

Pinero ignorierte den Vorsitzenden und antwortete direkt.

»So ein Unsinn! Sind Ihnen die Statistiken so unbekannt, daß Sie nicht wissen, daß es in jeder größeren Gruppe wenigstens einen gibt, der in unmittelbarer Zukunft sterben wird? Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Lassen Sie mich jeden von Ihnen in diesem Saal prüfen, und ich werde denjenigen benennen, der innerhalb der zwei nächsten Wochen sterben wird, jawohl, mit dem Tag und mit der Stunde seines Todes.« Er blickte herausfordernd im Saal umher. »Akzeptieren Sie?«

Ein anderer stand auf, ein dicker, würdiger Mann. »Ich halte ein solches Experiment für nicht vertretbar. Als Mediziner weiß ich nur zu gut, wie viele unserer älteren Kollegen an Herz- und Kreislauferkrankungen leiden. Wenn Doktor Pinero die Symptome kennt, wie es sehr wohl möglich ist, und einen dieser Gefährdeten als sein Opfer auswählt, dann würde der so für den Tod ausgewählte Mann sehr wahrscheinlich planmäßig sterben, ob die mechanische Sanduhr des verehrten Kollegen funktioniert oder nicht.«

Ein weiterer Sprecher sprang ihm sofort bei. »Doktor Shepard hat vollkommen recht. Warum sollten wir Zeit mit Voodoo-Tricks verschwenden? Ich bin der Überzeugung, daß dieser Mann, der sich Doktor Pinero nennt, diese angesehene Körperschaft nur benützen will, um seinen Behauptungen Resonanz und Autorität zu verschaffen. Wenn wir an dieser Farce teilnehmen, spielen wir ihm in die Hände. Ich weiß nicht, von welcher Art sein Geschäft ist, aber Sie können sich darauf verlassen, daß er sich eine Methode ausgedacht hat, uns für die Förderung seiner Pläne einzuspannen. Ich stelle den Antrag, Herr Vorsitzender, daß wir zum nächsten Punkt unserer Tagesordnung übergehen.«

Der Vorschlag wurde durch Akklamation gebilligt, aber Pinero setzte sich nicht. Inmitten von Ordnungsrufen und Auf-

forderungen, das Rednerpult zu verlassen, schüttelte er seinen ungekämmten Kopf und sagte, was er sagen wollte.

»Barbaren! Schwachsinnige! Einfältige Tölpel! Ihresgleichen haben seit Anbeginn der Zeit die Anerkennung jeder großen Entdeckung blockiert. Galileo würde im Grab rotieren, könnte er diese ignoranten Kanaillen sehen! Dieser fette Dummkopf dort hinten, der mit seinem Elchzahn spielt, nennt sich Mediziner. Hexenmeister wäre eine bessere Bezeichnung! Dieser kahlköpfige Zwerg dort drüben – Sie! Sie stilisieren sich zum Philosophen und schwätzen in Ihren absurden Kategorien über Leben und Zeit. Was wissen Sie von beiden? Wie können Sie jemals lernen und Erkenntnisse finden, wenn Sie die Wahrheit nicht untersuchen wollen? Bah!« Er spuckte auf das Podium. »Sie nennen dies eine Akademie der Wissenschaften. Ich nenne es eine Versammlung von Begräbnisunternehmern, die nur daran interessiert sind, überkommene Vorstellungen und Ideen einzubalsamieren.«

Er hielt inne, um Atem zu holen, und wurde von zwei Mitgliedern des Organisationsausschusses an den Armen gepackt und zum Seitenausgang gezerrt. Mehrere Reporter erhoben sich vom Pressetisch und folgten ihm. Der Vorsitzende versuchte die lautstark protestierenden Akademiemitglieder zur Ruhe zu bringen und zur Tagesordnung überzugehen.

Die Zeitungsleute holten Pinero ein, als er das Gebäude verließ. Er ging mit leichten, federnden Schritten und pffte leise vor sich hin. Von der kämpferischen Heftigkeit der letzten tumultuarischen Szene war ihm nichts mehr anzumerken. Sie umdrängten ihn. »Wie wäre es mit einem Interview, Doktor?«

»Denen haben Sie es aber gegeben. Welches sind Ihre Ansichten über ein Weiterleben nach dem Tode?«

»Halten Sie unsere Universitäten für reformbedürftig?«

Er lächelte. »Einer zur Zeit, und nicht so schnell, wenn ich bitten darf. Ich war selber mal Zeitungsmann. Wie wäre es,

wenn Sie mit mir in meine Wohnung kämen?«

Wenige Minuten später versuchten sie in Pineros unaufgeräumtem Wohnschlafzimmer Sitzgelegenheiten zu finden, während er herumging und Zigarren anbot. Als alle sich bedient hatten, blickte er in die Runde und lächelte. »Was soll es sein, Scotch oder Bourbon?« Sobald das geregelt war, kam er zur Sache. »Nun, was möchten Sie gern wissen?«

»Sagen Sie mal ehrlich, Doktor: haben Sie was, oder haben Sie nichts?«

»Selbstverständlich habe ich etwas, mein Freund.«

»Dann sagen Sie uns, wie es funktioniert. Dieses Zeug, was Sie den Professoren vorgesetzt haben, ist ein bißchen dünn; uns werden Sie schon etwas mehr erzählen müssen.«

»Ich bitte Sie, mein lieber Freund. Es ist meine Erfindung. Ich hoffe damit Geld zu verdienen. Ich kann sie nicht gut der ersten Person, die danach fragt, ohne weiteres preisgeben.«

»Hören Sie, Doktor, Sie müssen uns was geben, wenn Sie in den Morgenzeitungen mit einem blauen Auge davonkommen möchten. Womit arbeiten Sie? Einer Kristallkugel?«

»Nein, nicht ganz. Wollen Sie meinen Apparat sehen?«

»Gewiß. Das ist schon was.«

Er führte sie in den benachbarten Raum und hob seine Hand. »Das ist er.«

Sie sahen eine ziemlich kompliziert aussehende Anlage, die vage Ähnlichkeit mit der Röntgeneinrichtung einer Arztpraxis hatte. Über die öffentliche Tatsache hinaus, daß der Apparat mit elektrischem Strom betrieben wurde und einige der Anzeigeskalen in vertrauten Meßzahlen kalibriert waren, gab eine oberflächliche Untersuchung keinen Hinweis auf seinen tatsächlichen Zweck.

»Können Sie uns das Prinzip erklären, Doktor?«

Pinero schürzte die Lippen und überlegte. »Ohne Zweifel ist Ihnen allen bekannt, daß das menschliche Nervensystem mit elektrischen Impulsen arbeitet.« Er trat vor einen, der Reporter.

»Nehmen wir Sie als ein Beispiel. Ihr Name ist Rogers, nicht wahr? Also gut, Rogers, Sie sind ein Raumzeit-Ereignis. Sie sind einssiebzig groß, ungefähr fünfundvierzig Zentimeter breit und vielleicht fünfundzwanzig Zentimeter dick. Dieses Raumzeit-Ereignis erstreckt sich rückwärts bis, sagen wir mal 1905, von dem wir hier einen Querschnitt im rechten Winkel zur Zeitachse sehen. Am Ende ist ein Baby, das nach saurer Milch riecht und auf sein Lätzchen sabbert. Am anderen Ende liegt ein alter Mann in den Achtziger Jahren. Stellen wir uns dieses Raumzeit-Ereignis, das wir Rogers nennen, als einen langen rosa Wurm vor, der sich kontinuierlich durch die Jahre zieht. Er zieht sich hier an uns vorbei, im Jahre 1939, und der Querschnitt, den wir sehen, erscheint als ein einzelner Körper. Aber das ist Illusion. Dieser rosa Wurm hat Kontinuität durch die Jahre. Die ganze Rasse hat physische Kontinuität, denn diese rosa Würmer zweigen von anderen rosa Würmern ab. In diesem Konzept ist die Rasse wie ein Weinstock, dessen Ranken einander umschlingen und neue Schößlinge bilden. Nur wenn wir einen Querschnitt von den einzelnen Ranken nehmen, können wir dem Irrtum verfallen, daß jede ein in sich geschlossenes Individuum sei.«

Er blickte in ihre Gesichter. Einer der Reporter, ein abgebrühter Typ, sagte: »Das ist alles sehr hübsch, Pinero, wenn es stimmt, aber wohin führt Sie das?«

Pinero schenkte ihm ein freundliches Lächeln. »Geduld, mein Freund. Ich erwähnte den elektrischen Charakter des Lebens. Nun stellen Sie sich unseren langen rosa Wurm als einen elektrischen Leiter vor. Sie haben vielleicht von der Tatsache gehört, daß Elektroingenieure mittels bestimmter Messungen die genaue Lage einer Bruchstelle in einem Transatlantikkabel bestimmen können, ohne jemals das Festland zu verlassen. Ich tue das gleiche mit unseren rosa Würmern. Indem ich meine Instrumente an den Querschnitt hier in diesem Raum anschließe, kann ich sagen, wo der Bruch ist; das heißt,

wo der Tod eintritt. Oder ich kann die Anschlüsse umpolen und Ihnen das Datum ihrer Geburt sagen. Aber das ist uninteressant; Sie kennen es bereits.«

»Jetzt haben Sie sich gefangen, Doktor«, sagte der skeptische Reporter. »Wenn es wahr ist, daß die Rasse wie Weinranken von rosa Würmern ist, dann können Sie keine Geburtstage feststellen, weil die Verbindung mit der Rasse bei der Geburt kontinuierlich ist. Ihr elektrischer Leiter reicht durch die Mutter weiter zurück zu den frühesten Vorfahren der Menschheit.«

Pinero strahlte. »Wahr, und klug gedacht, mein Freund. Aber Sie haben die Analogie zu weit getrieben. Es wird nicht in genau der Form gemacht, wie man die Länge eines elektrischen Leiters mißt; in einer Weise gleicht es mehr der Längenmessung eines langen Korridors mit Hilfe eines Echos, das man vom Ende zurückstrahlen läßt. Bei der Geburt ist eine Schranke, die man etwa einen Knick im Korridor nennen könnte, um im Bild zu bleiben, und bei richtiger Einstellung kann ich das Echo von dort empfangen.«

»Das möchten wir gern bewiesen sehen!«

»Gewiß, mein lieber Freund. Wollen Sie sich zur Verfügung stellen?«

Der Skeptiker zögerte. Einer der anderen sagte: »Er hat deine Herausforderung angenommen, Luke. Jetzt mußt du darauf eingehen, oder den Mund halten.«

»Ich bin dabei. Was habe ich zu tun?«

»Schreiben Sie zuerst Ihr Geburtsdatum auf ein Blatt Papier und geben Sie es einem Ihrer Kollegen.«

Der Mann tat es. »Und nun?«

»Legen Sie Ihre Oberbekleidung ab und treten Sie auf die Waage dort. Nun sagen Sie mir, waren Sie jemals sehr viel dünner, oder sehr viel dicker, als Sie es jetzt sind? Nein? Wieviel wogen Sie bei Ihrer Geburt? Zehn Pfund? Ein Mordskerl von einem Säugling. So groß kommen sie heutzutage nicht mehr.«

»Sagen Sie mal, was soll das eigentlich?«

»Ich versuche einen Durchschnittswert unseres langen rosa Leiters zu ermitteln, lieber Freund. Nun setzen Sie sich bitte hierher. Und nun stecken Sie diese Elektrode in Ihren Mund. Nein, es tut nicht weh; die Voltspannung ist sehr niedrig, weniger als ein Mikrovolt, aber ich muß eine gut leitende Verbindung haben.« Der Doktor verließ ihn und ging hinter seinen Apparat, wo er eine Haube über seinen Kopf senkte, bevor er seine Instrumente einstellte. Einige der außen angebrachten Anzeigeskalen erwachten zum Leben, und der Apparat gab ein leises Summen von sich. Bald darauf verstummte das Geräusch, und Dr. Pinero kam wieder zum Vorschein.

»Ich bekomme Februar 1902 heraus. Wer hat das Papier mit dem Datum?«

Es wurde hervorgeholt und entfaltet. Der Verwahrer las vor:
»22. Februar 1902.«

Darauf folgte eine Stille, die erst nach langer Zeit von einer Stimme gebrochen wurde. »Doktor, kann ich noch einen Whisky haben?«

Die Spannung löste sich, und alle sprachen gleichzeitig.
»Versuchen Sie es mit mir, Doktor.«

»Zuerst mit mir, Doktor; ich bin als Waise aufgewachsen und möchte es wirklich genau wissen.«

»Wie wäre es, Doktor? Geben Sie uns allen eine Chance.«

Er lächelte und erfüllte ihre Wünsche, kroch geschäftig unter seine Haube und wieder heraus. Als jeder zwei Zettel in der Hand hielt, die Pineros Können bewiesen, sagte Luke Timons:
»Können Sie uns zeigen, wie Sie den Tod voraussagen, Doktor?«

Niemand antwortete. Nach einer unbehaglichen Pause schoben mehrere von ihnen Luke Timons vorwärts. »Nur 'ran, Schlauberger. Du hast es so gewollt.« Er ließ sich von ihnen auf den Stuhl setzen. Pinero änderte einige der Schaltungen, verschwand unter der Haube. Als das Summen aufgehört hatte,

kam er wieder heraus. Er rieb seine Hände und sagte: »Mehr ist nicht zu sehen, liebe Freunde. Haben Sie genug Stoff für einen Artikel?«

»He, was ist mit der Prophezeiung? Wann kommt der Knochenmann zu Luke?«

Luke Timons sah ihn an. »Ja, wie ist es damit?«

Pinero zog eine schmerzliche Miene. »Meine Herren, ich bin überrascht. Ich gebe solche Informationen gegen eine Gebühr. Außerdem ist es ein Berufsgeheimnis, das ich niemals einem anderen als dem Klienten verraten würde, der mich konsultiert.«

»Mir macht es nichts aus«, sagte Timons. »Nur zu, Doktor, sagen Sie es uns.«

»Es tut mir sehr leid. Ich muß mich wirklich weigern. Ich erbot mich lediglich, Ihnen zu zeigen, wie es gemacht wird; nicht aber, Resultate preiszugeben.«

Luke Timons warf seinen Zigarettenstummel auf den Boden und trat darauf. »Es ist ein Schwindel, Leute«, sagte er zu den anderen. »Wahrscheinlich hat er die Geburtsdaten aller Zeitungsschreiber in dieser Stadt festgestellt, nur um eine Vorstellung wie diese zu geben. Aber so geht es nicht, Pinero.«

Pinero blickte ihn traurig an. »Sind Sie verheiratet, mein Freund?«

»Nein.«

»Haben Sie jemanden, der von Ihnen abhängig ist? Nahe Verwandte?«

»Nein. Warum? Wollen Sie mich adoptieren?«

Pinero schüttelte den Kopf. »Ich versichere Sie meines tiefen und aufrichtigen Mitgefühls, mein lieber Freund. Sie werden den morgigen Tag nicht mehr erleben.«

TOD DRÜCKT STECHUHR

... kaum eine halbe Stunde nach Pineros unheimlicher Prophezeiung wurde Timons auf dem Weg zur Redaktion des »Daily Herald« beim Überqueren einer Straße von einem Wagen erfaßt und auf der Stelle getötet. Dr. Pinero verweigerte jeden Kommentar zu dem Todesfall, bestätigte aber, daß er Timons' Tod mit Hilfe seines sogenannten Chronovitometers präzise vorausgesagt habe. Polizeipräsident Roy ...

Machen Sie sich Sorgen über die ZUKUNFT?

Dann verschwenden Sie kein Geld bei Wahrsagern – Konsultieren Sie Dr. Hugo Pinero, Bio-Berater. Er wird Ihnen helfen, für die Zukunft zu planen. Keine Scharlatanerie, keine »Geisterbotschaften« etc. sondern unbestechliche

WISSENSCHAFTLICHE METHODEN

\$ 10.000 Garantie für die Richtigkeit unserer Voraussagen. Nähere Informationen auf Wunsch.

SANDS of TIME Inc.
Majestic Bldg. Suite 700

Bekanntmachung

Ich, John Cabot Winthrop, Rechtsanwalt, bestätige, daß Dr. Hugo Pinero mir zehntausend Dollar in Banknoten aushändigte und mich beauftragte, diese Summe treuhänderisch auf einem Sperrkonto bei einer Bank meiner Wahl zu deponieren. Anlässlich der Übergabe werden die folgenden ausdrücklichen Bestimmungen festgelegt:

Die gesamte Garantiesumme verfällt und wird in vol-

ler Höhe an den ersten Klienten von Dr. Hugo Pinero und/oder Sands of Time Inc. ausgeschüttet, dessen Lebensspanne um mehr als 1 Prozent von der durch Hugo Pinero ermittelten und vorausgesagten Lebensdauer abweicht. Im Falle eines gegenüber der Voraussage um mehr als 1 Prozent verfrühten Ablebens des besagten Klienten sind dessen gesetzliche Erben voll anspruchsberechtigt.

John Cabot Winthrop

Beglaubigt 2. April 1939

Albert M. Swanson

öffentlich bestellter und
vereidigter Notar.

»Guten Abend, meine lieben Zuhörer in Stadt und Land! Beginnen wir unsere Sendung mit Lokalnachrichten heute mit einem makabren Jubiläum. Hugo Pinero, der Wundermann aus dem Nichts, hat seine tausendste Todesvoraussage gemacht, ohne daß jemand die Belohnung beansprucht hätte, die er für den Fall ausgesetzt hat, daß jemand ihm einen Voraussagefehler nachweist. Da dreizehn seiner Klienten bereits verstorben sind, ist es mathematisch gesichert, daß er eine direkte Leitung zum Sensenmann hat ...«

Der wäßrige Bariton des Richters durchschneidet die abgestandene Luft des Verhandlungssaals. »Bitte, Mr. Weems, kehren wir doch zum Thema zurück. Dieses Gericht hat Ihrem Antrag auf Erlaß einer Einstweiligen Verfügung stattgegeben, und nun plädieren Sie für ein permanentes Verbot. Doktor Pinero hat mit der Begründung Widerspruch eingelegt, daß Sie keine stichhaltigen Gründe angegeben haben, und fordert die Aufhebung der Verfügung. Darüber hinaus beantragt er ein gerichtliches Verbot aller Versuche Ihres Klienten, ihn in seiner Ge-

schäftsausübung zu behindern und das Ansehen schädigende Gerüchte über ihn zu verbreiten. Da Sie es nicht mit einem Geschworenengericht zu tun haben, unterlassen Sie bitte alle rhetorischen Anstrengungen und sagen Sie mir mit einfachen Worten, mit welcher Begründung Sie ein permanentes Berufsausübungsverbot für Doktor Pinero fordern.«

Mr. Weems ruckte nervös mit dem Kinn, wobei seine faltige graue Wamme über den hohen steifen Kragen gezogen wurde: »Herr Vorsitzender, ich repräsentiere die gesamte öffentliche ...«

»Entschuldigen Sie, ich dachte, Sie verträten die Interessen der Vereinigten Lebensversicherung.«

»Das tue ich, Herr Vorsitzender, in einem formalen Sinn. Im weiteren Sinn spreche ich für alle Lebensversicherungsanstalten, Rentenversicherungsträger, ihre Versicherten und Aktionäre, die eine Bevölkerungsmehrheit darstellen. Darüber hinaus glauben wir, daß wir die Interessen der gesamten Bevölkerung schützen, soweit sie unorganisiert und zu einer Vertretung der eigenen Interessen nicht in der Lage ist.«

»Ich war der Meinung, daß ich die Öffentlichkeit vertrete«, bemerkte der Richter trocken. »Aber fahren Sie fort.«

Der Anwalt begann von neuem: »Herr Vorsitzender, wir haben zwei triftige Gründe, warum die bestehende Einstweilige Verfügung in ein permanentes Verbot umgewandelt werden sollte. Jeder dieser Gründe ist für sich allein hinreichend.

Erstens ist diese Person mit Wahrsagerei beschäftigt, einem Beruf, der nach dem Zivilrecht keinerlei Schutzwürdigkeit für sich in Anspruch nehmen kann. Er ist ein gewöhnlicher Wahrsager, der die Gutgläubigkeit des Bürgers ausnützt. Er ist schlauer als der einfache Zigeuner, der aus der Hand liest, astrologische Traktate verkauft oder seine Prophezeiungen aus Kaffeesatz bezieht. Im gleichen Maß ist er aber auch gefährlicher. Er stellt falsche Behauptungen über moderne wissenschaftliche Methoden auf, um seinen fragwürdigen Praktiken

Glaubwürdigkeit zu verleihen. Ich habe hier als Zeugen bekannte Mitglieder der Akademie der Wissenschaften aufgeboten, die bereit sind, als Experten über die Abwegigkeit seiner Behauptungen auszusagen.

Zweitens: Selbst wenn die Behauptungen dieser Person zutreffend wären – wir wollen eine solche Absurdität einmal um der Beweisführung willen für gegeben halten –, behaupten wir, daß seine Aktivitäten dem öffentlichen Interesse im allgemeinen und den Interessen meines Klienten im Besonderen zuwiderlaufen. Mein Klient sieht sich hier Praktiken gegenüber, die in hohem Maße geschäftsschädigend sind und durchaus existenzbedrohende Formen annehmen können. Wir sind bereit, Beweise vorzulegen, daß diese Person Äußerungen veröffentlichte oder veröffentlichen ließ, die die Allgemeinheit aufforderten, auf den unschätzbaren Segen der Lebensversicherung zu verzichten, und so ein leichtfertiges und uneigennütziges Spiel auf Kosten der allgemeinen Wohlfahrt und Existenzsicherung und zum Schaden meines Klienten trieb.«

Pinero erhob sich von seinem Platz. »Herr Vorsitzender, darf ich ein paar Worte sagen?«

»Weshalb?«

»Ich glaube, ich kann die Situation vereinfachen, wenn mir erlaubt wird, eine kurze Analyse zu machen.«

»Ich erhebe Einspruch«, sagte Weems. »Das ist absolut regelwidrig.«

»Geduld, Mr. Weems. Ihre Interessen werden geschützt. Es scheint mir, daß wir in dieser Angelegenheit mehr Licht und weniger Lärm brauchen. Wenn Doktor Pinero das Verfahren durch sachliche Einlassungen zu diesem Zeitpunkt abkürzen kann, bin ich geneigt, ihm das zu gestatten. Sprechen Sie, Doktor Pinero.«

»Ich danke Ihnen. Ich bin bereit, einzuräumen, daß ich die Äußerungen, von denen Mr. Weems zuletzt sprach, veröffentlicht habe. Ich bin weiter bereit, einzuräumen, daß als Folge

davon viele Leute Lebensversicherungspolice gekündigt haben, aber ich verlange den Nachweis, daß die Betroffenen dadurch irgendeinen Verlust oder Schaden erlitten haben. Es ist wahr, daß die Vereinigte Lebensversicherung und andere Versicherungsgesellschaften durch meine Aktivität geschäftliche Einbußen erlitten haben, aber das ist das natürliche Resultat meiner Entdeckung, die ihre Police so überflüssig gemacht hat wie Pfeil und Bogen. Sollte auf dieser Basis ein Berufsverbot ausgesprochen werden, werde ich eine Fabrik für Petroleumlampen errichten und dann eine Einstweilige Verfügung gegen die Firmen Edison und General Electric beantragen, um ihnen die Herstellung von Glühlampen zu verbieten.

Ich gebe zu, daß ich mich beruflich damit beschäftige, Voraussagen über den Tod zu machen, bestreite aber energisch, daß ich mich dabei unlauterer Methoden bediene. Wenn Voraussagen, die mit wissenschaftlich genauen Methoden über die Lebenserwartung von Menschen gemacht werden, illegal sind, dann haben sich die Versicherungsmathematiker und Statistiker der Vereinigten Lebensversicherung seit Jahren schuldig gemacht, indem sie Berechnungen der Lebenserwartung ihrer Klienten machen und den genauen Prozentsatz ermitteln, der jedes Jahr in irgendeiner gegebenen Gruppe sterben wird. Ich sage den Tod en detail voraus; die Vereinigte Lebensversicherung tut es en gros. Wenn ihr Tun legal ist, wie kann meins illegal sein?

Natürlich ist es ein Unterschied, ob ich meine Versprechungen erfüllen kann oder nicht; und ich vermute, daß die sogenannten Experten von der Akademie der Wissenschaften bezeugen werden, daß ich es nicht könne. Aber sie wissen nichts von meiner Methode und können keine wirklich fachmännischen Aussagen dazu machen ...«

»Einen Moment, Doktor. Mr. Weems, ist es wahr, daß Ihre Experten mit Doktor Pineros Theorie und Methode nicht vertraut sind?«

Mr. Weems sah besorgt aus. Er räusperte sich, dann sagte er: »Darf ich mich einen Moment mit den Zeugen beraten?«

»Selbstverständlich.«

Mr. Weems beriet hastig und im Flüsterton mit seinen Zeugen, dann wandte er sich wieder dem Richtertisch zu. »Herr Vorsitzender, wir haben einen Vorschlag zu machen. Wenn Doktor Pinero bereit ist, hier die Theorie und Praxis seiner angeblichen Methode zu erläutern, dann werden diese anerkannten Wissenschaftler in der Lage sein, das hohe Gericht im Hinblick auf die Gültigkeit seiner Behauptungen zu beraten.«

Der Richter warf Pinero einen fragenden Blick zu.

»Ich werde dem nicht freiwillig zustimmen«, antwortete Pinero. »Ob mein Verfahren nun echt ist oder falsch, es wäre gefährlich, wenn es in die falschen Hände geriete. Überdies ist es nicht notwendig, das Verfahren zu kennen, um zu beweisen, daß es funktioniert. Ist es notwendig, den komplexen Vorgang der biologischen Reproduktion zu verstehen, um die Feststellung zu treffen, daß ein Huhn Eier legt? Ist es notwendig, daß ich diese ganze Gruppe von selbsternannten Hütern der Weisheit belehre und sie von ihrem eingefleischten Aberglauben heile, um zu beweisen, daß meine Voraussagen richtig sind?

Akademische Gehirne, die sich wie Austern an überholte Theorien klammern, haben zu allen Zeiten jeden Fortschritt des Wissens blockiert. Ich bin bereit, meine Methode experimentell zu beweisen. Schon einmal bot ich diesen Experten von eigener Gnade einen solchen Beweis an, und sie wiesen ihn zurück. Ich erneuere mein Angebot; lassen Sie mich die Lebenserwartung der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften messen. Sie mögen ein Komitee bestimmen, das die Resultate beurteilt. Ich werde meine Ergebnisse in versiegelten Umschlägen abliefern. Auf der Außenseite eines jeden Umschlags wird der Name eines Mitglieds stehen; im Innern wird auf einem gefalteten Blatt das Datum seines Todes vermerkt sein. Das Komitee mag die Umschläge in einem Safe verwahren und von Zeit zu Zeit

zusammentreten, um die fälligen Umschläge zu öffnen. In einer so großen Gruppe von Menschen kann, wenn die Statistiker der Vereinigten Lebensversicherung recht haben, alle ein bis zwei Wochen mit einem Todesfall gerechnet werden. Auf diese Art und Weise werden sie sehr rasch genug Daten sammeln, um zu beweisen, daß Pinero ein Lügner ist oder nicht.«

Er schwieg und streckte seine Brust heraus. Sein herausfordernder Blick traf die schwitzenden Weisen. »Nun?«

Der Richter hob die Brauen und betrachtete Mr. Weems. »Gehen Sie auf dieses Angebot ein?«

»Herr Vorsitzender, ich halte diesen Vorschlag für höchst unschicklich ...«

Der Richter unterbrach ihn. »Ich warne Sie, daß ich gegen Ihren Antrag befinden werde, wenn Sie nicht akzeptieren oder eine ähnlich vernünftige Methode zur Wahrheitsfindung vorschlagen.«

Weems öffnete seinen Mund, überlegte es sich anders, blickte in die Gesichter der gelehrten Zeugen und wandte sich dem Richtertisch zu. »Wir akzeptieren, Euer Gnaden.«

»Sehr gut. Einigen Sie sich untereinander auf die Einzelheiten. Die Einstweilige Verfügung ist aufgehoben, und Doktor Pinero ist in seiner Berufsausübung nicht zu behindern. Eine Entscheidung über die Verhängung dauernden Berufsverbots wird bis zum Vorliegen hinreichenden Beweismaterials ausgesetzt. Bevor wir die Verhandlung vertagen, möchte ich die von Ihnen implizierte Theorie kommentieren, Mr. Weems, als Sie Geschäftsverluste Ihres Klienten zur Begründung Ihrer Klage anführten. In gewissen Gruppen dieses Landes hat sich die Vorstellung eingebürgert, daß, weil ein Mann oder eine Gesellschaft seit einer Anzahl von Jahren Gewinn aus der Öffentlichkeit gezogen haben, die Regierung und die Gerichte verpflichtet seien, solche Profite auch für die Zukunft zu garantieren, sogar angesichts veränderter Verhältnisse und im Gegensatz zum öffentlichen Interesse. Diese sonderbare Doktrin wird

weder von Verfassungsartikeln noch vom gemeinen Recht gestützt. Kein Individuum und kein Interessenverband hat irgendein Recht, vor Gericht zu gehen und zu verlangen, daß die Uhr der Geschichte angehalten oder zurückgestellt werde.«

Bidwell grunzte ungnädig. »Weems, wenn Ihnen keine besseren Ideen einfallen, wird die Vereinigte sich nach einem neuen Prozeßvertreter umsehen müssen. Zehn Wochen sind vergangen, seit die Einstweilige Verfügung aufgehoben wurde, und dieser unangenehme Zwerg schaufelt das Geld nur so herein. Zugleich geht jede Lebensversicherungsgesellschaft im Land dem sicheren Ruin entgegen. Hoskins, wie ist unsere Verlustziffer?«

»Das ist schwer zu sagen, Mr. Bidwell. Die Relation verschlechtert sich von Tag zu Tag. Diese Woche mußten wir dreizehn große Policen vorzeitig auszahlen; alle von ihnen wurden gekündigt, seit Pinero sein Geschäft eröffnete.«

Ein magerer kleiner Mann sagte: »Mr. Bidwell, können wir uns nicht leisten, abzuwarten, bis die Wissenschaftler ihn des Schwindels überführen?«

Bidwell schnaubte. »Sie sind ein hoffnungsloser Optimist, Aldrich! Sie werden ihn nicht überführen. Können Sie sich nicht mit Tatsachen abfinden? Der fette kleine Teufel hat etwas; was es ist, weiß ich nicht. Dies ist ein Kampf auf Leben und Tod. Wenn wir warten, sind wir verloren.« Er warf seine Zigarre in einen Spucknapf und biß wütend in eine neue. »Lassen Sie mich jetzt allein. Ich werde dies auf meine eigene Art und Weise regeln.«

Weems räusperte sich ängstlich. »Mr. Bidwell, ich hoffe, Sie werden mich konsultieren, bevor Sie eine größere Kursänderung der Geschäftspolitik vornehmen?«

Bidwell grunzte nur. Sie gingen hinaus. Als sie alle fort waren, drückte Bidwell den Schalter seiner Gegensprechanlage. »In Ordnung; schicken Sie ihn herein.«

Die äußere Tür öffnete sich. Ein schwächlicher, elegant gekleideter Mann blieb einen Moment auf der Schwelle stehen. Seine kleinen dunklen Augen überflogen rasch den Raum, bevor er eintrat, dann bewegte er sich mit schnellen leichten Schritten auf Bidwell zu. Er sprach mit tonloser Stimme, und sein Gesicht blieb bis auf die tierhaft wachen Augen ausdruckslos. »Sie wollten mich sprechen?«

»Ja.«

»Was haben Sie für einen Vorschlag?«

»Setzen Sie sich, und wir werden uns darüber unterhalten.«

Pinero empfing das junge Paar auf der Schwelle zu seinem Büro.

»Treten Sie näher, treten Sie ein. Nehmen Sie Platz. Machen Sie es sich bequem. Nun erzählen Sie mir, was wünschen Sie von Pinero? So junge Leute wie Sie sind sicherlich nicht begierig, den Zeitpunkt ihres Ablebens zu erfahren?«

Das angenehme junge Gesicht des Mannes spiegelte Unsicherheit. »Sehen Sie, Doktor Pinero, ich bin Ed Hartley, und dies ist meine Frau, Betty. Wir werden ... das heißt, Betty erwartet ein Kind, und, nun ...«

Pinero lächelte wohlwollend. »Ich verstehe. Sie möchten wissen, wie lange Sie leben werden, damit Sie auf die bestmögliche Weise für Ihr Kind Vorsorgen können. Sehr vernünftig. Wünschen Sie beide Ablesungen, oder nur Sie selbst?«

»Wir beide, glaube ich«, sagte die junge Frau.

Pinero strahlte sie an. »Ich stimme Ihnen zu. Ihre Ablesung bereitet zu dieser Zeit gewisse technische Schwierigkeiten, aber ich kann Ihnen trotzdem ziemlich genaue Informationen geben. Kommen Sie bitte in mein Laboratorium, und wir werden beginnen.«

Er führte sie in seinen Arbeitsraum. »Mrs. Hartley zuerst, bitte. Wenn Sie hinter diesen Vorhang treten und Ihre Schuhe und Oberbekleidung ablegen wollen, bitte.«

Er wandte sich ab und nahm einige kleinere Justierungen an seinem Apparat vor. Ed nickte seiner Frau zu, die hinter den Vorhang schlüpfte und kurz darauf wieder erschien, diesmal im Unterkleid. Pinero blickte auf.

»Hierher, meine Liebe. Zuerst müssen wir Sie wiegen. So. Nun setzen Sie sich bitte in den Prüfstand. Diese Elektrode nehmen Sie in den Mund. Nein, Mr. Hartley, Sie dürfen Ihre Frau nicht berühren, solange sie im Stromkreis ist. Es wird keine Minute dauern. Bleiben Sie ruhig.«

Er tauchte unter die Haube auf der anderen Seite der Maschine. Sie summte, und die Anzeigeskalen wurden lebendig. Bald darauf kam er mit einem beunruhigten Ausdruck im Gesicht heraus. »Mr. Hartley, haben Sie Ihre Frau berührt?«

»Nein, Doktor.« Pinero verschwand wieder unter der Haube und blieb eine Weile aus. Als er das zweitemal zum Vorschein kam, sagte er der jungen Frau, sie könne sich anziehen. Dann wandte er sich an ihren Mann.

»Mr. Hartley, nun sind Sie an der Reihe.«

»Wie ist Bettys Ablesung, Doktor?«

»Es gibt eine kleine Schwierigkeit. Ich möchte zuerst Sie untersuchen.«

Als er die Ablesung des jungen Mannes gemacht hatte, war sein Gesichtsausdruck besorgter denn je. Ed Hartley erkundigte sich nach dem Grund seiner Niedergeschlagenheit. Pinero zuckte die Schultern und brachte ein Lächeln auf seine Lippen.

»Nichts, was Sie beunruhigen sollte, mein Freund. Eine kleine mechanische Fehleinstellung, denke ich. Aber ich werde Ihnen Ihre Ablesungen heute nicht mehr geben können. Ich muß meinen Apparat überholen. Können Sie morgen wiederkommen?«

»Hm. Ich glaube, ja. Das mit Ihrer Maschine tut mir leid. Ich hoffe, es ist kein ernster Schaden.«

»Bestimmt nicht. Möchten Sie in mein Büro hinauskommen? Ich würde Sie gern zu einem Gläschen Portwein einladen,

nachdem Sie sich heute umsonst herbemüht haben.«

»Danke, Doktor. Sehr freundlich von Ihnen.«

»Aber Ed, ich bin mit Ellen verabredet.«

Pinero wendete die ganze Kraft seiner Persönlichkeit auf, um sie zum Bleiben zu bewegen. »Wollen Sie mir nicht ein paar Augenblicke schenken, liebe gnädige Frau? Ich bin alt, und ich liebe die muntere Gesellschaft junger Leute. Ich bekomme sehr wenig davon. Bitte.« Er schob sie sanft in sein Büro und ließ sie sich setzen. Dann ließ er Portwein und Gebäck hereinschicken, bot ihnen Zigaretten an und nahm eine Zigarre.

Vierzig Minuten später lauschte Ed Hartley hingerissen, (während Betty einen Zustand akuter Nervosität erreicht hatte und nicht erwarten konnte, daß sie gingen) wie der Doktor von seinen Abenteuern erzählte, die er als junger Mann auf Feuerland erlebt hatte. Als Pinero innehielt, um seine Zigarre wieder anzuzünden, stand Betty entschlossen auf.

»Doktor, wir müssen jetzt wirklich gehen. Können wir den Rest nicht morgen hören?«

»Morgen? Morgen wird keine Zeit sein.«

»Aber Sie haben heute auch keine Zeit. Ihre Sekretärin hat schon fünfmal geläutet.«

»Können Sie nicht noch ein paar Minuten für mich erübrigen?«

»Heute wirklich nicht, Doktor. Ich habe eine Verabredung. Jemand wartet auf mich.«

»Es gibt keine Möglichkeit, Sie zum Bleiben zu bewegen?«

»Ich fürchte nein. Komm, Ed.«

Nachdem sie gegangen waren, trat Pinero ans Fenster und starrte über die Stadt hinaus. Nach kurzer Zeit machte er unten auf der Straße zwei winzige Gestalten aus, die eben das Bürogebäude verlassen hatte. Er sah sie zur Ecke eilen, auf den Lichtwechsel der Verkehrsampel warten und eilig die Straße überqueren. Sie gingen auf der anderen Straßenseite weiter, und dann, als sie schon fast außer Sicht am Abbruchgerüst

eines alten Miethauses vorbeigingen, sah Pinero etwas herabfallen. Er konnte nicht ausmachen, ob es ein Gerüstteil oder ein Stück Mauerwerk war; es schlug in einer Staubwolke auf den Gehsteig, wo die beiden gingen, und als die Wolke verwehte, sah er Arbeiter und Passanten zusammenströmen und die Unglücksstelle umdrängen.

Er wandte sich vom Fenster ab. Dann griff er zum Telefon und sprach mit seiner Sekretärin.

»Sagen Sie alle Verabredungen für den Rest des Tages ab ... Nein ... Niemanden ... Das ist mir gleich; sagen Sie ab.«

Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch. Seine Zigarre ging aus. Noch lange nach Anbruch der Dunkelheit hielt er sie so.

Pinero setzte sich an seinen Tisch und betrachtete das Schlemmerfrühstück vor ihm. Er hatte diese Mahlzeit mit besonderer Sorgfalt zusammenstellen lassen und gedachte, sich Zeit zu lassen, um sie voll zu genießen.

Einige Zeit später ließ er ein paar Tropfen Fiori d'Alpi durch seine Kehle rinnen. Der aromatische, bittersüße Likör wärmte Mund und Magen und erinnerte ihn an die kleinen Gebirgsblumen, nach denen er benannt war. Er seufzte. Es war eine gute Mahlzeit gewesen, eine exquisite Mahlzeit.

Sein Sinnen wurde von einem plötzlichen Lärm an der Wohnungstür unterbrochen. Die Stimme seiner alten Haushälterin hob sich in schrillum Protest. Eine Männerstimme fluchte. Das Getrappel und Durcheinander von Stimmen näherte sich durch den Korridor, und die Tür zum Speisezimmer wurde aufgestoßen.

»Mia Madonna! Non si puo entrare! Der Herr ist beim Essen!«

»Lassen Sie nur, Angela. Ich habe Zeit, diese Herren zu empfangen. Sie dürfen gehen.«

Pinero stand auf und stellte sich dem finsterblickenden Sprecher der Eindringlinge. »Sie haben mit mir zu tun, ja?«

»Das dürfen Sie annehmen. Anständige Leute haben genug von Ihrem verdammt Unsinn.«

»Also?«

Der ungebetene Besucher antwortete nicht gleich. Ein kleinerer, elegant gekleideter Mann mit stechenden schwarzen Augen schob sich an ihm vorbei und trat auf Pinero zu.

»Wir können anfangen.« Der Schriftführer des Komitees steckte einen Schlüssel in die Stahlkassette und öffnete sie. »Mr. Wenzell, können Sie mir helfen, die heutigen Umschläge herauszusuchen?«

Jemand berührte seinen Arm. »Doktor Baird, Sie werden am Telefon verlangt.«

»Sehr gut. Bringen Sie den Apparat herüber.«

Als das Telefon vor ihm stand, hob er den Hörer an sein Ohr. »Hallo ... ja, am Apparat ... Was? Nein, wir haben nichts gehört ... Die Maschine zerstört, sagen Sie? ... Tot? ... Wie? ... Nein! Kein Kommentar ... Absolut nicht ... Nein, rufen Sie mich später noch einmal an.«

Er warf den Hörer auf die Gabel und stieß das Telefon von sich.

»Was ist los?«

»Wer ist jetzt tot?«

Baird hob seine Hand. »Ruhe, wenn ich bitten darf, meine Herren! Pinero wurde heute morgen in seiner Wohnung ermordet.«

»Ermordet!«

»Das ist nicht alles. Etwa zur gleichen Zeit drangen Einbrecher in sein Laboratorium und zerstörten seinen Apparat.«

Eine Weile sagte keiner ein Wort. Die Mitglieder des Komitees blickten einander an. Niemand schien begierig zu sein, als erster einen Kommentar zu geben.

Schließlich sagte einer: »Sehen wir nach.«

»Was sollen wir nachsehen?«

»In Pineros Umschlag. Er ist auch dabei. Ich habe ihn gesehen.«

Dr. Baird fand ihn, öffnete ihn zögernd. Er entfaltete das Blatt Papier und überflog es.

»Nun? Heraus damit!«

»Neun Uhr dreizehn ... heute.«

Sie nahmen es schweigend auf.

Ihr betroffenes Schweigen endete, als einer von der anderen Seite des Tisches nach der Stahlkassette griff. Baird legte schnell seine Hand darauf.

»Was wollen Sie?«

»Meine Voraussage. Sie ist in der Kassette – wir sind alle drinnen.«

»Ja, ja.«

»Sehen wir nach, ja.«

Dr. Baird legte beide Hände auf die Kassette. Er blickte seinem Gegenüber in die Augen, sprach jedoch nicht. Er befeuchtete seine Lippen. Sein rechter Mundwinkel zuckte. Seine Hände zitterten. Der Mann auf der anderen Seite ließ sich auf seinen Stuhl zurücksinken.

»Sie haben natürlich recht«, sagte er.

»Bringen Sie mir den Papierkorb.« Bairds Stimme war leise, aber entschieden.

Er nahm den Papierkorb an und entleerte ihn auf den Teppich. Dann stellte er den Blechbehälter vor sich auf den Tisch. Er zerriß ein halbes Dutzend Umschläge, hielt ein Zündholz daran und ließ sie in den Papierkorb fallen. Dann begann er eine Handvoll Umschläge nach der anderen zu zerreißen und nährte das Feuer stetig. Als Baird fertig war, stieß er den heißen Behälter von sich fort, blickte herab und sprach.

»Ich fürchte, ich habe die Tischplatte ruiniert.«

LÖSUNG UNBEFRIEDIGEND

Im Jahr 1903 unternahmen die Gebrüder Wright ihren ersten Flug.

Im Dezember 1938 spaltete Professor Hahn das Uranatom.

Im April 1943 vervollkommnete Dr. Estelle Karst im Dienst der Atomenergiekommission die Karst-Obre-Technik zur Produktion künstlicher Radioaktivstoffe.

Also war eine Änderung der amerikanischen Außenpolitik unvermeidlich.

Ich war beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs kein Berufssoldat; ich war der Sekretär eines frischgebackenen Kongreßabgeordneten und glaubte, keinen Einberufungsbefehl fürchten zu müssen. Ich hatte ihm bei seiner Wahlkampagne geholfen, nachdem ich meinen früheren Job verloren hatte. Von Berufs wegen war ich Oberschullehrer für Geschichte, Wirtschaft und Soziologie gewesen, doch Schulbehörden lieben keine Sozialkundelehrer, die sich tatsächlich mit sozialen Problemen befassen, und so war mein Vertrag nicht erneuert worden. Ich griff gierig nach der Chance, die sich mir in Washington bot.

Mein Kongreßabgeordneter war Colonel Clyde C. Manning, Armeeoffizier im Ruhestand – der spätere Kommissar Manning. Was die meisten nicht wissen, ist, daß er einer der führenden Experten für chemische Kriegsführung und neue Waffensysteme in der Armee war, bevor ein Herzfehler ihn zwang, seinen Abschied zu nehmen. Es hatte ihn gereizt, mit Hilfe einer Gruppe meiner politischen Freunde bei den Kongreßwahlen gegen einen kleinkarierten Ignoranten anzutreten, der in unserem Wahlbezirk der Pfründeninhaber war. Wir brauchten einen starken liberalen Kandidaten, und Manning war für den Posten maßgeschneidert.

Als ehemaliger Armeeoffizier konnte er auf viele Stimmen unter den konservativen und wohlhabenden Bürgern hoffen, und auch für die andere Seite war seine Vergangenheit in

Ordnung. Was mir an ihm gefiel, war, daß er bei aller Liberalität zäh und energisch war, was die meisten Liberalen nicht sind.

Manning hingegen konnte eine logische Notwendigkeit sehen und danach handeln, egal wie unangenehm es sein mochte.

Wir waren in Mannings Abgeordnetenbüro, als das Kriegsministerium anrief. Als sein Sekretär konnte ich nicht umhin, das Gespräch mitzuhören. »Ja«, sagte er, »am Apparat. Ja, gut, verbinden Sie mich. Oh ... hallo, General ... Fein, danke. Und Ihnen?« Er blieb eine Weile still; schließlich sagte er: »Aber das kann ich nicht machen, General. Ich hab' mich um diesen Job zu kümmern ... Was meinen Sie? ... Ja, und wer soll meine Ausschußarbeit tun und meinen Wahlbezirk vertreten? ... Ich denke, ja.« Er blickte auf die Uhr. »Ich komme gleich.«

Er legte auf, wandte sich zu mir und sagte: »Nimm deinen Hut, John. Wir fahren zum Pentagon. Der Stabschef meint, ich sollte in den Militärdienst zurückkehren. Das ist natürlich unmöglich.«

Aber es war möglich, und Manning willigte ein, nachdem der Stabschef ihm sein Anliegen vorgetragen hatte. Kaum eine Woche später fuhren wir nach Maryland, und Manning übernahm die Leitung des Zentrums für Nuklearforschung, offiziell nur unter dem Decknamen »Projekt 347« bekannt. Ich wußte wenig über Physik und gar nichts über moderne Atomphysik, abgesehen von dem Zeug, das man in den Sonntagsbeilagen lesen kann.

Colonel Manning hatte während seiner Militärzeit ein Stipendium zum Abschluß seines Mathematikstudiums genutzt und mit einer Arbeit über die mathematischen Theorien der Atomstruktur promoviert. Deshalb wollte die Armee ihn für diesen Posten haben. Aber seine Promotion lag viele Jahre zurück; die Atomforschung hatte inzwischen große Fortschritte gemacht. Er gab mir gegenüber zu, daß er wie der Teufel hatte

büffeln müssen, um soweit aufzuholen, daß er verstehen konnte, worüber seine akademischen Untergebenen in ihren Berichten redeten.

Ich glaube, er übertrieb den Grad seiner Unwissenheit; zweifellos gab es in den Streitkräften keinen anderen, der seinen Platz hätte einnehmen können. Der Posten erforderte einen Mann, der Forschung auf einem höchst esoterischen Gebiet leiten und vorantreiben konnte, der das Problem aber vom Standpunkt militärischer Notwendigkeit her sah.

Jemand in der Regierung der Vereinigten Staaten hatte das ungeheure Vernichtungspotential des Uran 235 ziemlich frühzeitig erkannt, und schon im Sommer 1940 war jeder Atomforscher im Land dienstverpflichtet worden und hatte unter Eid versprechen müssen, über seine künftige Arbeit zu schweigen. Angesichts der Tatsache, daß Hitler von Geheimwaffen redete, hatte die Regierung beschlossen, die Atomforschung mit allen Mitteln voranzutreiben, zugleich aber das Vorhaben und alle Ergebnisse streng geheimzuhalten.

Hitler hatte sich durch fehlende Sicherheitsvorkehrungen um den Vorteil gebracht, als erster das Potential des Uranatoms militärisch auszuwerten. Professor Hahn, der als erster das Uranatom spaltete, war ein Deutscher. Aber eine seiner Assistentinnen war aus rassistischen Gründen in die USA emigriert und landete alsbald im Zentrum für Nuklearforschung, wo sie alles ausplauderte.

Wir suchten nach einem Weg, das spaltbare U 235 als Explosivstoff einzusetzen. Wir hatten die Vision einer Eintonnenbombe, die mit einer einzigen Explosion ein ganzes Industriezentrum vernichten würde. Dr. Ridpath, Direktor der auf dieses Projekt angesetzten Forschungsabteilung, glaubte, er könne eine solche Bombe entwickeln und bauen.

Das Jahr 1943 verging. Der Krieg in Europa und Asien zog sich hin. Nachdem Italien zusammengebrochen war, konnte England Teile seiner Mittelmeerflotte in den Atlantik verlegen

und die Blockade der Britischen Inseln wirksamer bekämpfen. Mit Hilfe der Flugzeuge und Zerstörer, die wir den Engländern lieferten, konnte sie sich recht und schlecht ihrer Haut wehren. Rußland verlagerte sein politisches Gewicht von Seite zu Seite, offenbar mit dem Ziel, beide Kontrahenten daran zu hindern, den Krieg siegreich zu beenden. Man begann vom »permanenten Krieg« zu sprechen.

Ich schlug die Zeit im Verwaltungsbüro tot und versuchte, meine Fertigkeit im Maschinenschreiben zu verbessern – viele von Mannings Berichten mußte ich persönlich tippen –, als die Ordonnanz hereinkam und Dr. Karst ankündigte.

Dr. Karst war eine bemerkenswerte Frau und wahrscheinlich die erste, die jemals einen hohen Offiziersrang im Ingenieurkorps bekleidete, dem wir formell unterstanden. Sie hatte einen zweifachen Dokortitel und erinnerte mich an die Lehrerin, die ich in der vierten Klasse gehabt hatte. Das war es wohl auch, warum ich immer instinktiv aufstand, wenn sie in den Raum kam. Ihr Rang konnte es nicht sein; wir gaben uns nicht viel mit Rangfragen ab.

Der Colonel begrüßte sie mit der gleichen Urbanität, die ihm bei der Wahlkampagne viele weibliche Stimmen eingetragen hatte, rückte ihr einen Sessel hin und bot ihr eine Zigarette an.

»Ich bin froh, Sie zu sehen, Oberstleutnant«, sagte er. »Tatsächlich hatte ich schon vor, in Ihr Labor zu kommen.«

Ich wußte, worauf er hinauswollte; Dr. Karsts Arbeit war in erster Linie physiologisch-medizinisch; er wollte, daß sie die Richtung ihrer Forschung ändere, um im militärischen Sinn produktiver zu werden.

»Nennen Sie mich nicht ›Oberstleutnant‹«, sagte sie schroff.

»Entschuldigen Sie, Doktor ...«

»Ich komme in einer dienstlichen Angelegenheit, und ich muß gleich wieder zurück. Und ich vermute, daß auch Sie ein vielbeschäftigter Mann sind. Colonel Manning, ich brauche Hilfe.«

»Dafür sind wir hier.«

»Gut. Ich bin auf einige Schwierigkeiten gestoßen, und ich glaube, daß einer der Leute in Dr. Ridpaths Abteilung mir helfen könnte, aber Dr. Ridpath scheint nicht zu einer Zusammenarbeit geneigt zu sein.«

»So? Nun, ich gehe nicht gern über den Kopf eines Abteilungsdirektors hinweg, aber erzählen Sie mir mehr darüber; vielleicht können wir es arrangieren. Wen wollen Sie?«

»Ich brauche Doktor Obre.«

»Den Spektroskopiespezialisten – hmm-m-m. Ich kann Doktor Ridpaths Zögern verstehen, Doktor Karst, und ich bin geneigt, ihm zuzustimmen. Schließlich ist die Forschung auf dem Sektor der hochexplosiven Stoffe unser Hauptanliegen hier.«

Sie sträubte die Haare, und ich hatte den Eindruck, sie würde ihn zum Nachsitzen verdonnern. »Colonel Manning, ist Ihnen die Bedeutung künstlicher Radioaktivstoffe für die moderne Medizin bekannt?«

»Ich denke, ja. Nichtsdestoweniger besteht unsere primäre Aufgabe darin, eine Waffe zu entwickeln, die uns in Kriegszeiten ein entscheidendes Übergewicht verleihen soll.«

»Waffen!« erwiderte sie ärgerlich. »Gibt es in der Armee nicht ein Sanitätswesen? Ist es nicht wichtiger zu wissen, wie man Menschen heilen kann, als zu wissen, wie man sie am besten in Stücke zerblasen kann? Colonel Manning, Sie sind nicht geeignet, dieses Forschungszentrum zu leiten! Sie sind ein ... Sie sind ein Kriegstreiber, das ist es, was Sie sind!«

Ich fühlte meine Ohren rot werden, aber Manning ließ sich nichts anmerken. Er hätte sie absetzen und unter Hausarrest stellen können, aber das ist nicht Mannings Art.

»Ich bedaure, daß Sie so denken, Doktor«, sagte er sanft, »und ich gebe zu, daß mein technisches Wissen nicht so ist, wie es sein könnte. Und glauben Sie mir, ich wünschte wirklich, daß das Heilen von Menschen unsere einzige Sorge wäre. Jedenfalls habe ich Ihre Bitte nicht abgeschlagen. Gehen wir

hinüber in Ihr Laboratorium und sehen wir nach, wie das Problem gelöst werden kann. Wahrscheinlich läßt sich eine Lösung finden, die alle Teile zufriedenstellen wird.«

Er war schon aufgestanden und hatte seinen Mantel vom Wandhaken genommen. Ihr Mund entspannte sich ein wenig, und sie sagte: »Sehr gut. Es tut mir leid, daß ich so gesprochen habe.«

»Keine Ursache«, antwortete er. »Wir leben in einer sorgenvollen Zeit. Komm mit, John.«

Ich folgte ihnen und machte im Vorzimmer halt, um meinen Mantel anzuziehen und ein Notizbuch einzustecken.

Als wir dreihundert Meter zu ihrem Laboratorium durch tiefen Schneematsch gestampft waren, redeten sie über Gartenpflege!

Bevor wir das innere Laboratorium betraten, mußten wir Schutzanzüge mit schweren Bleieinlagen anziehen. Die Helme waren anders als jene, die in den anderen strahlungsgefährdeten Abteilungen getragen wurden; sie hatten Filtereinsätze wie Gasmasken. »Was ist das?« fragte Manning.

»Ein Schutzfilter gegen radioaktiven Staub«, sagte sie. »Es ist absolut notwendig.«

Wir durchschritten eine bleiverkleidete Schleuse und kamen an die Tür zum Laboratorium, die sie mit einem Sicherheits Schlüssel öffnete. Ich blinzelte in unerwartet helle Beleuchtung und bemerkte, daß die Luft von winzigen Staubeilchen erfüllt war.

»Hm – es ist wirklich staubig hier«, bemerkte Manning. »Gibt es keine Möglichkeit, das abzustellen?«

»Das würde eine ziemlich kostspielige Neuinstallation erfordern.«

»Keine Sorge. Wir sind nicht durch ein Budget gebunden, wissen Sie. Es muß sehr lästig sein, mit einer Rüstung wie dieser zu arbeiten.«

»Es ist lästig«, gab Dr. Karst zu. »Wenn wir die richtige An-

lage hätten, könnten wir auch ohne Körperschutz arbeiten. Das wäre eine Erleichterung.«

Ich hatte plötzlich einen Eindruck von den Mühseligkeiten, die diese Forscher ertrugen. Ich bin ein kräftiger Mann, und doch fand ich, daß es sehr mühsam war, die schwere Bleipanzierung mit mir herumzutragen. Estelle Karst war eine kleine und nicht mehr junge Frau, doch sie war bereit, täglich zwölf, manchmal vierzehn Stunden in einer Ausrüstung zu arbeiten, die ungefähr so bequem war wie ein Taucheranzug.

Nicht alle Helden machen Schlagzeilen. Diese Strahlungsexperten liefen nicht nur Gefahr, an Krebs und radioaktiven Verbrennungen zu erkranken, sondern gefährdeten auch ihre Chromosomen. Nichtsdestoweniger taten sie unverdrossen ihre Arbeit und wurden nur reizbar, wenn etwas sie dabei aufhielt.

Ich wanderte herum und betrachtete müßig die verschiedenen Apparate. Meine Aufmerksamkeit wurde von einem großen Gerät an seiner Seitenwand gefesselt, das wie eine Art Mühlen-trichter aussah. blieb man davor stehen, hörte man etwas wie das Surren eines Ventilators vor einem Hintergrundgeräusch plätschernden Wassers. Als ich sah, daß Manning im Begriff war zu gehen, gesellte ich mich wieder zu ihnen und sprach Dr. Karst an.

»Darf ich Sie fragen, was das ist, Doktor?«

»Ach, das? Das ist eine Klimaanlage.«

»Sieht komisch aus«, sagte ich. »So eine habe ich noch nie gesehen.«

»Sie ist auch nicht für eine Regulierung der Lufttemperatur bestimmt«, erläuterte sie. »Die Anlage hält den radioaktiven Staub zurück, bevor die verbrauchte Luft abgeblasen wird. Wir waschen damit den Staub heraus.«

»Und wohin geht das Wasser?«

»In die Kanalisation. Von dort aus hinaus in die Bucht, nehme ich an.«

Ich versuchte mit den Fingern zu schnippen, was wegen der

bleigepanzerten Fäustlinge nicht möglich war. »Das erklärt diese Protestschreiben von den Fischereiverbänden und Anglerklubs, Colonel!« sagte ich. »Der giftige Staub gelangt mit den Abwässern in die Chesapeake Bay und tötet die Fische.«

Manning wandte sich an Karst. »Halten Sie das für möglich, Doktor?«

Ich sah durch das Fenster in ihrem Helm, wie sie die Brauen zusammenzog. »Ich hatte nicht darüber nachgedacht«, räumte sie ein. »Ich müßte einmal die möglichen Konzentrationen ausrechnen, bevor ich Ihnen eine definitive Antwort geben kann. Aber möglich ist es – ja. Und ich glaube, wir sollten da etwas tun. Es dürfte nicht zu schwierig sein, diese radioaktiven Abwässer in einen unterirdischen Behälter irgendeiner Art zu leiten.«

»Hm – ja.« Er blieb eine Weile still und stand einfach da und betrachtete den großen Kasten.

Endlich sagte er: »Dieser Staub ist ziemlich gefährlich, wie?«

»Absolut tödlich, Colonel.«

Wieder folgte eine lange Pause. Schließlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein, denn er sagte entschieden: »Ich werde dafür sorgen, daß Sie Obres Hilfe bekommen, Doktor ...«

»Ach, das ist gut!«

»... aber ich möchte, daß Sie mir gleichfalls helfen. Ich bin sehr an Ihrer Forschungsarbeit interessiert, aber ich möchte sie in einem etwas weiteren Bereich weitergeführt wissen. Ich möchte, daß Sie die strikt utilitaristische Methode fallenlassen und erschöpfende Untersuchungen in Richtungen machen, die wir später im Detail ausarbeiten werden.«

Sie wollte etwas erwidern, aber er ließ ihr keine Gelegenheit. »Ein wirklich gründliches Forschungsprogramm sollte sich für Ihren ursprünglichen Zweck auf lange Sicht als nützlicher erweisen als ein begrenztes. Und ich werde selbst dafür sorgen, daß alle Voraussetzungen für eine solche Forschung beschleu-

nigt geschaffen werden. Ich glaube, wir dürfen eine Anzahl interessanter Ergebnisse erwarten.«

Er ging sofort und gab ihr keine Zeit, darüber zu diskutieren. Auf dem Rückweg zum Verwaltungsbau schien er nicht sprechen zu wollen, und ich blieb still. Ich glaube, er sah schon an diesem Tag die Umrisse einer kühnen und schrecklichen Strategie voraus, aber selbst Manning konnte zu einem so frühen Zeitpunkt nicht an alle unausweichlichen Konsequenzen gedacht haben – andernfalls würde er die Forschung nicht befohlen haben.

Nein, das glaube ich nicht wirklich. Er hätte so oder so weitergemacht, getrieben von der Zwangsvorstellung, daß andere es tun würden, wenn er es nicht täte.

Das Jahr 1944 näherte sich seinem Ende. Dr. Karst bekam ihre neue Laboreinrichtung und so viele zusätzliche Kräfte, daß ihre Abteilung sehr schnell die größte im ganzen Komplex wurde. Andere Vorhaben wurden zurückgestellt oder nur noch mit halber Kraft betrieben. Ridpath wurde Mit-Direktor von Karsts Abteilung, und unter seiner Leitung wurde die Forschung auf dem Gebiet der tödlichen Radioaktivstoffe energisch vorangetrieben. Manning richtete eine Fabrikationsanlage ein, und Karst hielt an ihrem ursprünglichen Programm fest, künstliche radioaktive Stoffe für die verschiedensten medizinischen Bereiche zu entwickeln. Ich glaube, sie war völlig glücklich und sah mit dem verengten Gesichtsfeld des wissenschaftlichen Spezialisten nur die unmittelbaren Probleme, mit denen sie rang. Ich weiß bis heute nicht, ob Manning und Ridpath jemals mit ihr besprachen, was sie vorhatten.

Es war kurz vor den Weihnachtstagen, als Manning mir gegenüber das erstemal zu erkennen gab, wie sehr ihn die Tragweite des Karst-Obre-Verfahrens beschäftigte. Er rief mich wegen einer unwichtigen Angelegenheit in sein Büro und ließ mich dann nicht gehen. Ich sah, daß er sich aussprechen wollte.

»Wieviel von dem Todesstaub haben wir jetzt?« fragte er plötzlich.

»Knapp zehntausend Einheiten«, antwortete ich. Eine Einheit konnte bei normaler Dispersion tausend Menschen töten. Er kannte die Zahl so gut wie ich, und ich wußte, daß er die Frage nur gestellt hatte, um mich auf das Thema einzustimmen, das ihn beschäftigte.

Wir waren beinahe unmerklich von der Forschung zur Fabrikation übergegangen, allein durch Mannings Initiative und unter seiner Autorität. Er hatte dem Pentagon niemals einen spezifischen Bericht darüber gegeben, jedenfalls nicht schriftlich. Vielleicht hatte er den Kriegsminister und die Stabschefs mündlich informiert, aber darüber wußte ich nichts.

Manning trat ans Fenster und starrte hinaus in die triste Winterlandschaft. »John«, sagte er dann, »ich wünschte, daß die Radioaktivität nie entdeckt worden wäre. Begreifst du, was dieses Teufelszeug bedeutet?«

»Nun«, sagte ich, »es ist eine Waffe, etwa wie Giftgas – vielleicht wirksamer.«

»Unsinn!« sagte er. »Das ist etwa so, als ob man ein Dreißig-Zentimeter-Schiffsgeschütz mit Pfeil und Bogen vergleichen wollte. Wir haben hier die erste Waffe in der ganzen Menschheitsgeschichte, gegen die es keine Verteidigung gibt. Haben Sie Ridpaths Bericht gelesen?«

Ich hatte nicht. Ridpath war dazu übergegangen, seine Schriftstücke Manning persönlich auszuhändigen.

»Also«, sagte er, »seit wir die Produktion aufgenommen haben und ein Teil des Forschungspersonals frei geworden ist, habe ich die besten Leute an dem Problem einer Abwehr gegen den Staub arbeiten lassen. Ridpath sagt mir, und ich stimme mit ihm überein, daß es kein Mittel gebe, das Zeug zu bekämpfen, sobald es einmal eingesetzt ist.«

»Was ist mit Schutzanzügen?« fragte ich.

»Gewiß, gewiß«, sagte er ungeduldig. »Das wäre ein Schutz,

vorausgesetzt, du legst ihn niemals ab, bis die Strahlung nachgelassen hat oder bis du aus der Gefahrenzone bist; nicht zum Essen, nicht zum Trinken und zu keinem anderen Zweck. Das ist gut für Laboratoriumsarbeit; ich rede vom Krieg.«

Ich dachte darüber nach. »Ich verstehe noch immer nicht, worüber Sie sich Sorgen machen, Colonel. Wenn das Zeug so wirksam ist, wie Sie sagen, dann haben Sie genau das erreicht, was man von Ihnen erwartete; Sie haben eine Waffe entwickelt, die den Vereinigten Staaten die absolute militärische Vorherrschaft sichert.«

Er drehte sich nach mir um. »John, manchmal denke ich, daß du einfältig bist!«

Ich sagte nichts. Ich kannte ihn und wußte seine Stimmungen zu nehmen.

»Sieh es so an«, sagte er, etwas geduldiger. »Dieser Teufelsstaub ist nicht nur ein hinreichendes Mittel, unsere Hegemonie zu sichern. Es ist ein geladener Revolver, den wir jedem Mann, jeder Frau und jedem Kind auf dem Globus an die Schläfe setzen!«

»Richtig«, sagte ich. »Und? Es ist unser Geheimnis, und wir haben die Oberhand. Die Vereinigten Staaten können diesen Krieg beenden, und jeden anderen Krieg. Wir können eine Fax Americana verkünden und durchsetzen.«

»Ich wünschte, es wäre so einfach. Aber das Zeug wird nicht unser Geheimnis bleiben, egal wie erfolgreich wir es bewachen; darauf kannst du dich verlassen. Du kannst Gehirne nicht vom Arbeiten abhalten, John; die Wiedererfindung der Methode ist eine mathematische Sicherheit, sobald sie wissen, wonach sie suchen müssen. Und Uran ist keine allzu seltene Substanz; überall auf der Erde findest du Lagerstätten – vergiß das nicht!

Es ist so: Ist das Geheimnis einmal gelüftet – und das wird der Fall sein, wenn wir das Zeug jemals verwenden –, wird die ganze Welt mit einem Raum voller Männer vergleichbar sein,

von denen jeder mit einer geladenen Pistole bewaffnet ist. Sie können nicht aus dem Raum, und jeder ist vom guten Willen jedes anderen abhängig, um am Leben zu bleiben. Siehst du, was ich meine?«

Ich dachte darüber nach, aber die Schwierigkeiten bereiteten mir noch immer kein Kopfzerbrechen. Es schien mir, daß ein von uns der Welt aufgezwungener Friede der einzige Ausweg sei, verbunden mit Vorkehrungen, die uns die Kontrolle über alle Uranvorkommen sichern würden. Ich hatte die übliche unterbewußte Überzeugung, daß unser Land seine Macht niemals zu Aggressionen mißbrauchen würde. Später dachte ich über den mexikanischen Krieg von 1848 nach, und über den spanisch-mexikanischen Krieg von 1898, und über einige Dinge, die wir in Mittel- und Südamerika und in einigen anderen Gegenden der Welt getan hatten, und ich war nicht so sicher ...

Einige Wochen später wurde Manning zum Präsidenten gerufen, und ich begleitete ihn. Wir fuhren durch einen ekelhaft kalten Regen, der mit Graupeln durchmischt war, nach Washington. Das Wetter hatte die üblichen Verkehrsstauungen in der Stadt noch verschlimmert; beinahe wären wir zu spät gekommen. Ich hörte Manning die ganze Strecke durch die Rhode Island Avenue vor sich hin fluchen. Aber als wir vor dem Westeingang des Weißen Hauses abgesetzt wurden, hatten wir noch zwei Minuten Frist. Manning wurde beinahe sofort ins ovale Büro geführt, und ich blieb draußen stehen und versuchte mich an die Zivilkleider zu gewöhnen. Nach so vielen Monaten in Uniform zwickten sie an den falschen Stellen.

Dreißig Minuten vergingen.

Ich hörte Leute durch den äußeren Empfangssalon kommen und gehen.

Zwei weitere Stunden vergingen.

Endlich erschien Manning an der Tür, aber er kam nicht her-

aus, sondern sagte: »Komm 'rein, John. Der Präsident will dich in Augenschein nehmen.«

Beim Aufstehen stolperte ich fast über meine eigenen Füße.

Manning sagte: »Mr. Präsident, dies ist Captain deFries.«

Der Präsident nickte, und ich machte eine Verbeugung, unfähig, etwas zu sagen. Er stand vor dem offenen Kamin und sah genauso aus wie seine Bilder, bloß hatte ich ihn mir größer vorgestellt.

Er sagte: »Nehmen Sie Platz, deFries. Rauchen Sie?« Dann zu Manning: »Glauben Sie, er kann es?«

»Ich glaube, er wird müssen. Es gibt keine Wahl.«

»Und Sie sind seiner sicher?«

»Das, ja. Er organisierte meine Wahlkampagne.«

»Ich sehe.«

Der Präsident sagte für eine Weile nichts mehr, und ich sagte natürlich auch nichts, obwohl ich nur zu gern gewußt hätte, wovon sie redeten. Endlich fing er wieder an.

»Colonel Manning, ich werde Ihrem Vorschlag folgen. Wir werden Captain deFries verwenden, sofern mir keine geeignetere Lösung einfällt.« Einen Moment dachte ich, sie wollten mich als eine Art menschliches Meerschweinchen für Versuchszwecke verwenden, aber dann wandte er sich zu mir und sagte: »Captain, ich werde Sie wahrscheinlich als meinen Vertreter nach England entsenden.«

Ich schluckte. »Jawohl, Mr. Präsident.« Und das war alles, was ich während meiner Audienz beim Präsidenten der Vereinigten Staaten zu sagen hatte.

Auf der Rückfahrt klärte Manning mich über die Natur meiner Mission auf. Man hatte den Einsatz der Massenvernichtungswaffe beschlossen.

Im völkerrechtlichen Sinn waren wir zwar nicht am Krieg beteiligt, doch hatten wir die Engländer schon seit 1940 massiv mit Waffenlieferungen unterstützt. Nun hatte Manning dem Präsidenten vorgeschlagen, daß wir den Engländern eine ge-

wisse Menge des radioaktiven Staubs überließen – zu unseren Bedingungen, versteht sich – und sie so in die Lage versetzen würden, die Kapitulation des Gegners zu erzwingen. Aber die Friedensbedingungen würden von den Vereinigten Staaten diktiert – denn wir lieferten das Geheimnis nicht aus.

Und danach, die Pax Americana.

Ich war ausgewählt worden, weil ich ein Eingeweihter war, und weil Manning mir vertraute.

Wir starteten an einem kalten, rauen Nachmittag, der zu meiner seelischen Verfassung paßte, von einem Militärflugplatz bei Baltimore. Ich hatte ein trostloses Gefühl im Magen, eine rinnende Nase und Papiere in der Brusttasche, die mich als Sonderbeauftragten des Präsidenten auswiesen.

In Neuschottland gab es eine Zwischenlandung zum Auftanken, die FBI-Agenten gingen von Bord und machten zwei Männern der CIA Platz. Kanadische Langstreckenjäger stiegen mit uns auf und nahmen uns in die Mitte. Der gesamte radioaktive Staub war in meiner Maschine; wenn der Sonderbeauftragte des Präsidenten abgeschossen würde, sollte der Staub mit ihm untergehen.

Vom Flug gibt es nicht viel zu berichten. Ich war elend und litt unter der Höhenkrankheit. Ich fühlte mich wie ein Scharfrichter auf dem Weg zur Richtstätte.

Wir landeten nachts auf einem schottischen Flugplatz, und als die Maschine ausgerollt war, blinzelte ich in die Lichter eines unterirdischen Hangars.

Ich blieb an Bord. Der Flugplatzkommandant kam und lud mich zum Essen ins Kasino ein. Ich schüttelte meinen Kopf. »Ich bleibe hier«, sagte ich. »Befehl. Diese Maschine ist als Territorium der Vereinigten Staaten zu betrachten, wissen Sie.«

Er schien verstimmt, ließ aber dann das Abendessen für uns beide in mein Flugzeug servieren. Ich hatte meine Instruktionen und blieb auf der radioaktiven Ladung sitzen, entschlossen, sie erst zu übergeben, wenn der Präsident den Befehl erteilte.

Am folgenden Tag empfing ich einen Anruf vom Premierminister. Es war keine lebhaft Unterhaltung – er besorgte das Reden, und ich beantwortete seine Fragen.

Nun folgte die längste Periode in meinem Leben. Tatsächlich dauerte es nur wenig länger als eine Woche, aber mir kam sie wie ein volles Jahr vor. Draußen die Dunkelheit des unterirdischen Hangars, erhellt von grellen Lampen, erfüllt vom unaufhörlichen Lärm der Reparaturarbeiten und von den donnernden Probelaufen überholter Flugzeugmotoren. Drinnen die nervenzermürende Warterei in der Enge des Flugzeugs, lustlose Kartenspiele mit den beiden CIA-Agenten, die als meine Bewacher fungierten.

Eines Nachmittags kam der Anruf. Ich kletterte verdrießlich aus meiner Schlafkoje und ging nach vorn in die Funkerzelle, wo das Telefon stand, angeschlossen an ein gleich nach der Ankunft verlegtes Kabel.

Diesmal war es kein falscher Alarm. Der Sekretär des Präsidenten war am Apparat und stellte die Verbindung her. Dann hörte ich die Stimme des Präsidenten sagen: »Führen Sie Ihre Instruktionen aus, Captain deFries.«

»Ja, Mr. Präsident.«

Die Einzelheiten waren längst ausgearbeitet, und nachdem ich eine Quittung für den Staub erhalten hatte, war meine Pflicht getan. Aber auf Mannings Drängen hatten die Engländer eingewilligt, mich als militärischen Beobachter am Einsatz teilnehmen zu lassen. Nicht, daß ich auf das Erlebnis Wert gelegt hätte.

Unsere Einsatzgruppe bestand aus dreizehn viermotorigen Bombern. Einer hätte für den Staub ausgereicht, aber man hatte die Gesamtmenge aufgeteilt, um sicherzugehen, daß zumindest ein Teil der tödlichen Fracht das Ziel erreichte. Ich hatte vierzig Prozent mehr Staub mitgebracht, als nach Ridpaths Berechnungen für den Auftrag gebraucht wurden.

Wir starteten am frühen Abend, stiegen auf achttausend Me-

ter, tankten in der Luft auf und stiegen weiter. Die Eskorte von Langstreckenjägern erwartete uns, und die Gruppe spaltete sich in dreizehn Kleinverbände auf, die jeder für sich auf verschiedenen Kursen das Ziel anflogen. Die Bomber waren eigens für diesen Zweck von allem überflüssigen Gewicht befreit worden, damit sie ein Maximum an Geschwindigkeit und Höhe erreichten.

Gleichzeitig mit uns waren andere Bomberverbände gestartet, die als Ablenkung dienen sollten. Ihre Ziele waren über ganz Deutschland verstreut. Der Zweck ihrer Angriffsflüge war, die Nachtjägerabwehr zu binden und die Aufmerksamkeit der Befehlsleitstellen auf sich zu lenken, so daß unsere wenigen Maschinen, die den entscheidenden Schlag führen sollten, als Aufklärer angesehen und mehr oder weniger unbeachtet bleiben sollten.

Die dreizehn Todbringer näherten sich Berlin aus verschiedenen Richtungen und sollten Berlin überfliegen, als ob sie den Speichen eines Rades folgten. Die Nacht war klar, und wir hatten einen tiefstehenden Mond, der uns die Orientierung erleichterte. Im Anflug konnte ich die Havel ausmachen, und dann die Spree. Die Stadt war verdunkelt, aber aus der Luft gesehen ergibt eine Großstadt ein anderes Schwarz als offenes Land. Die RAF hatte als Zielmarkierung »Christbäume« abgeworfen, strahlend helle Magnesiumfackeln, die an Fallschirmen hingen.

Die Kanister mit dem radioaktiven Staub trugen Zünder mit leichten Sprengsätzen. Diese wurden in vorausbestimmter Höhe zur Explosion gebracht und der Staub ausgestreut. Die Wirksamkeit des radioaktiven Kampfstoffs wäre wahrscheinlich kaum geringer gewesen, wenn man ihn einfach in Papiertüten abgeworfen hätte, aber die Verseuchung würde nicht den angestrebten Konzentrationsgrad erreicht haben.

Der Bomberkommandant hing über seinen Navigationsinstrumenten, ein leichtes Stirnrunzeln auf seinem dünnen, blei-

chen Gesicht. »Fertig eins«, meldete der Bombenschütze.

»Auslösen!«

»Fertig zwei.«

»Auslösen!«

»Fertig drei.«

Der Kommandant warf einen Blick auf die Uhr. »Auslösen!«

Als der letzte unserer zehn kleinen Bleikanister abgeworfen war, drehten wir ab und suchten das Weite.

Für meine Rückkehr in die Vereinigten Staaten waren keine Vorkehrungen getroffen worden; niemand hatte daran gedacht. Aber es war das einzige, was ich wollte. Ich litt nicht unter Gewissensbissen; ich fühlte überhaupt nicht viel. Ich fühlte mich wie ein Mann, der endlich seinen Mut zusammengekratzt und sich einer Operation unterzogen hat; nun ist sie vorbei, er ist noch benommen vom Schock, aber sein Geist ist entspannt. Doch ich wollte nach Hause.

Der britische Flugplatzkommandant war kein Bürokrat; er ließ meine Maschine warten und auftanken und gab mir eine Eskorte für die Kampfzone über dem Ostatlantik. Es war eine kostspielige Methode, einen einzelnen Mann nach Hause zu schicken, aber wen kümmerte es? Wir hatten gerade einige Millionen Menschenleben ausgelöscht, um den Krieg zu beenden; was bedeutete ein Leerflug über den Atlantik?

Ich nahm eine doppelte Dosis Nembutal und erwachte in Kanada. Während der Zwischenlandung versuchte ich Nachrichten über den Angriff zu erhalten, aber es gab noch keine. Es hieß nur, daß die Berliner Rundfunksender ihren Betrieb eingestellt hätten.

Nach der Landung in Baltimore gelang es mir, einen Militärwagen mit Fahrer zu kriegen, der mich ins Forschungszentrum brachte. Manning war in seinem Büro. Er blickte auf, als ich hereinkam, sagte mit entmutigender Stimme: »Hallo, John«, und starrte wieder auf seinen Schreibblock, wo er sinn-

lose Kritzeleien gemacht hatte.

Ich betrachtete ihn und erkannte zum erstenmal, daß der Chef ein alter Mann war. Sein Gesicht war grau und faltig, tiefe Furchen umrahmten seinen Mund.

Ich trat zu ihm und legte eine Hand auf seine Schulter. »Nehmen Sie es nicht so schwer, Chef. Es ist nicht Ihre Schuld. Wären Sie es nicht gewesen, hätte es ein anderer getan.«

Er blickte wieder auf. »Estelle Karst hat sich heute morgen das Leben genommen.«

Jeder hätte es voraussehen können, aber keiner hatte es getan. Ich fühlte mich von ihrem Tod härter getroffen als vom Tod all jener Menschen in Berlin. »Wie?« fragte ich.

»Mit radioaktivem Staub. Sie ging in den Abfüllraum und zog ihren Schutzanzug aus.«

Ich konnte sie mir vorstellen – den Kopf hoch erhoben, die Augen blitzend, und diesen entschiedenen Ausdruck um ihren Mund, den sie immer bekam, wenn Leute etwas taten, das sie mißbilligte. Eine kleine alte Frau, die sich um ihr Lebenswerk betrogen fühlt und tapfer die Konsequenz gezogen hatte.

Wir begruben sie in einem mit Blei ausgeschlagenen Sarg, dann fuhren Manning und ich nach Washington.

Während wir dort waren, sahen wir die Luftaufnahmen, die vom Tod Berlins gemacht worden waren. Sie wurden nie veröffentlicht, aber sie waren von großem Nutzen, die anderen Nationen der Welt zu überzeugen, daß eine Fax Americana das geringere Übel sei.

Die ersten Aufnahmen zeigten einige der Hauptstraßen am Morgen nach dem Angriff. Man hatte starke Teleobjektive verwendet, aber es gab nicht viel zu sehen, nur belebte Straßen und Plätze.

Die Aufnahmen des zweiten Tages zeigten den Versuch, zu evakuieren. Das Stadtzentrum lag praktisch verlassen, während auf den Ausfallstraßen lebhafter Verkehr herrschte. Es waren

hauptsächlich Fußgänger, dazwischen vereinzelte Lastwagenkolonnen, Pferdefuhrwerke und Lieferwagen, alle mit Flüchtlingen vollgestopft. Die Unglücklichen flohen, ohne zu wissen, daß der Tod bereits in ihnen wohnte.

Die letzte Bilderfolge zeigte Berlin und seine wichtigsten Ausfallstraßen eine Woche nach dem Angriff. Die Stadt war völlig tot. Nicht ein lebender Mensch war zu sehen, weder Katzen noch Hunde, nicht einmal eine Taube. Die Körper der Toten lagen überall herum, aber sie waren sicher vor Ratten. Es gab keine Ratten.

Auch die Straßen um Berlin waren jetzt still. In den Gräben und auf den angrenzenden Flächen, weniger auf den Straßen selbst, lagen allenthalben die stillen Bündel verstreut, die einmal die Bewohner der Reichshauptstadt gewesen waren.

Es hat keinen Zweck, darüber zu sprechen, aber soweit es mich betrifft, ich ließ in jenem Projektionsraum zurück, was ich an Seele hatte.

Danach war der Zusammenbruch des Reiches nur noch eine Frage von Wochen. Es hätte vielleicht länger gedauert, wenn der Führer nicht am Tag nach dem Angriff nach Berlin geflogen wäre, um zu beweisen, daß die Behauptungen der Engländer nichts als hohle Prahlerei seien.

Die Vereinigten Staaten und besonders ihr Präsident sahen sich nun mit zwei unausweichlichen Problemen konfrontiert. Erstens mußten wir unsere Position sofort konsolidieren und den vorübergehenden Vorteil einer überwältigenden Waffe als Druckmittel gebrauchen, um sicherzustellen, daß eine solche Waffe nicht gegen uns gerichtet würde. Zweitens mußte eine Methode der Außenpolitik ausgearbeitet werden, mit der die ungeheure Macht gehandhabt werden konnte, die uns so plötzlich in den Schoß gefallen war.

Die Dringlichkeit des ersten Problems lag in der Einfachheit der Waffe. Manning und Ridpath versicherten dem Präsidenten, daß das Personal eines jeden modern eingerichteten Strah-

lenforschungslaboratoriums in der Lage wäre, die technischen Grundlagen in sechs Wochen auszuarbeiten, wenn sie von den Anhaltspunkten ausgehen konnten, die die Ereignisse in Berlin geliefert hatten. In weiteren sechs Wochen könnten sie bereits genug Radioaktivstoffe produziert haben, um größte Verheerungen anzurichten.

Neunzig Tage – neunzig Tage, vorausgesetzt, sie fingen bei Null an.

Manning war zu dieser Zeit schon Mitglied des Kabinetts und des Nationalen Sicherheitsrats. Auch ich nahm an verschiedenen Kabinettsitzungen teil: als rechte Hand Mannings und als der einzige Laie, der die ganze Schau vorn Anfang bis zum Ende miterlebt hatte.

»Ich schlage vor«, sagte Manning in der Sitzung, die über die nächsten Schritte entscheiden sollte, »daß wir damit anfangen, alle Flugzeuge auf der Welt stillzulegen. Das Flugzeug ist der Schlüssel zu diesem Problem. Ohne Flugzeuge ist der radioaktive Staub eine unwirksame Waffe. Wir müssen Zeit gewinnen, um das ganze Problem weltweit lösen zu können, und ich sehe nur diesen einen Weg, der uns zu einem Zeitgewinn verhelfen kann: Wir müssen alle Flugzeuge unter unsere Kontrolle bringen und außer Betrieb setzen. Das heißt natürlich, alle Flugzeuge, die nicht im Dienst unserer Streitkräfte stehen. Ist das einmal geschehen, können wir uns in Ruhe mit den Fragen weltweiter Abrüstung und weltweiter Überwachungsmethoden beschäftigen.«

»Aber hören Sie«, wendete der Handelsminister ein. »Sie wollen doch nicht im Ernst vorschlagen, daß alle kommerziellen Fluglinien stillgelegt werden? Sie sind ein wesentlicher Bestandteil der Weltwirtschaft. Es würde eine unerträgliche Erschwerung des internationalen Verkehrs bedeuten.«

»Getötet zu werden, ist auch eine unerträgliche Vorstellung«, erwiderte Manning hartnäckig. »Ich schlage genau das vor. Alle Flugzeuge. Alle.«

Nun schaltete sich der Präsident ein. »Wie wollen Sie mit Fluglinien verfahren, Colonel, von deren Betrieb ganze Bevölkerungsgruppen abhängen, zum Beispiel die Alaskalinien?«

»Wenn es wirklich solche unentbehrlichen Linien gibt, dann müssen sie von amerikanischen Luftwaffenpiloten und Mannschaften betrieben werden. Ausnahmen sind unmöglich.«

Der Handelsminister war bestürzt. »Soll ich dieser letzten Bemerkung entnehmen, daß Sie auch amerikanische private Fluggesellschaften und Sportflieger in das Verbot einbeziehen wollen?«

»Selbstverständlich.«

»Aber das ist unmöglich. Es wäre ein Verstoß gegen verfassungsgemäß verankerte Rechte.«

»Töten verstößt auch gegen die Verfassung«, antwortete Manning unnachgiebig.

»Sie können es nicht machen. Jeder Gerichtshof würde das Verbot in fünf Minuten aufheben.«

Manning blickte in die Gesichter der Runde, die von Unschlüssigkeit bis zu offener Gegnerschaft die ganze Palette der Emotionen spiegelten. »Die Alternative ist hart, meine Herren. Wir können tote Männer sein, während verfassungsmäßig und juristisch alles in bester Ordnung ist; oder wir können am Leben bleiben und versuchen, die legalen Aspekte später zu regeln.« Er schwieg und wartete.

Der Arbeitsminister nahm den Faden auf. »Ich glaube nicht, daß der Colonel realistisch denkt. Ich glaube, ich sehe die Problematik auch, und ich gebe zu, daß sie ernst ist. Der radioaktive Staub darf nie wieder verwendet werden. Wäre ich gefragt worden, hätte ich niemals meine Zustimmung gegeben, ihn über Berlin auszustreuen. Auch ich bin der Meinung, daß eine weltweite Kontrolle notwendig ist. Aber in der Methode sind die Vorschläge des Colonels für mich nicht akzeptabel. Was er hier vertritt, ist eine der ganzen Welt auf gezwungene Militärdiktatur. Geben Sie es zu, Colonel.«

Manning wich der Beschuldigung nicht aus. »Das ist, was ich vorschlage.«

»Danke. Nun wissen wir, wo wir stehen. Für mich stellt sich die Frage, warum wir Hitler niedergeworfen haben, wenn wir nun seine Methoden übernehmen und mit ungleich brutaleren Drohungen die ganze Welt unterjochen. Ich halte verfassungsmäßiges Vorgehen und demokratische Spielregeln nicht für so unwesentlich, daß ich bereit wäre, sie jederzeit über Bord zu werfen, wenn es opportun erscheint. Für mich ist Demokratie mehr als eine Sache der Zweckmäßigkeit, sie ist ein Glaube. Entweder sie funktioniert, oder ich gehe mit ihr unter.«

»Was schlagen Sie vor?« fragte der Präsident.

»Ich schlage vor, daß wir dies als eine Gelegenheit betrachten, eine weltweite demokratische Staatengemeinschaft zu schaffen! Daß wir unsere gegenwärtige beherrschende Position darauf verwenden, alle Nationen aufzurufen, daß ihre Regierungsspitzen zu einer Konferenz zusammentreten und gemeinsam mit uns eine Weltverfassung erarbeiten.«

»Völkerbund«, hörte ich jemand murmeln.

»Nein!« beantwortete er die Bemerkung. »Ich rede keinem neuen Völkerbund das Wort. Der alte Völkerbund war hilflos und ohnmächtig, weil er keine reale Macht hatte. Er wurde absichtlich nicht ausgerüstet, um seine Entscheidungen notfalls mit Zwangsmitteln durchzusetzen; er war nur ein Debattierklub. Diese Staatengemeinschaft wäre ungleich fester im Griff ihrer übernationalen Organisation, denn dieser Organisation würden wir den Staub übergeben!«

Minutenlang blieben alle still. Man konnte sehen, wie sie den Vorschlag in ihren Gehirnen hin und her wendeten, zweifelnd, teils zustimmend, vom großen Wurf des Gedankens fasziniert, aber skeptisch.

»Ich möchte das beantworten«, sagte Manning endlich.

»Sprechen Sie«, sagte der Präsident.

»Theoretisch ist der Gedanke nicht ohne Reiz, aber wohin

würde seine Verwirklichung uns führen? Es gibt heutzutage viele gute, menschenfreundliche Leute, die Internationalisten sind. Neun von ihnen sind romantische Schwärmer, und der zehnte ist ein Einfaltspinsel. Wir müssen der Tatsache ins Auge sehen, daß unser Einfluß in einer Demokratie der Staaten nicht größer wäre als der Indiens oder Brasiliens. Man könnte uns per Mehrheitsbeschluß und mit der Drohung radioaktiver Berieselung zwingen, den Wohlstand unseres Landes an die Armen der Welt zu verteilen. Die Vereinigten Staaten würden ihre Verfassung, die politische Entscheidungsgewalt und die nationale Souveränität opfern müssen, und wir alle würden die Folgen davon im Absinken des Lebensstandards zu fühlen bekommen.

Hinzu käme das Problem einer wirksamen Kontrolle der Herstellung radioaktiven Staubs. Der Nationalismus lebt und wird weiterleben. Viele Nationen sind untereinander verfeindet und warten nur auf eine günstige Gelegenheit, um sich auf den jeweiligen Erbfeind, Unterdrücker oder Rivalen zu stürzen. Wenn Sie das Geheimnis des radioaktiven Kampfstoffs einer derart heterogenen Versammlung übergeben, bewaffnen Sie die ganze Welt zum Selbstmord. Ich finde auch, daß es sehr schön wäre, wenn der Löwe sich mit dem Lamm niederlegte, aber ich bin ziemlich sicher, daß danach nur der Löwe aufstehen würde. In einer Weltdemokratie der Staaten würden wir bald das Lamm sein.

Hier ist die wahrscheinliche Zukunft, wie ich sie sehe. Sie liegt potentiell in der Entwicklung der Atomenergie und der tödlichen Radioaktivstoffe. Irgendeine Macht schafft sich einen Vorrat von dem Staub an, genau wie wir aus Sicherheitsgründen und Weltmachtstreben. Welche Seite zuerst losschlägt, ist unwesentlich, aber der Gegner berieselt New York und Washington, dann unsere Industriegebiete, wodurch unser ganzes wirtschaftliches und politisches Gefüge desorganisiert wird. Aber unsere Streitkräfte sind natürlich nicht in diesen Städten.

Sie sind ebenso fleißig bemüht, die großen Städte und Industriegebiete des Gegners zu vergiften. Und so geht es hin und her, bis die Organisation beider Kontrahenten so vollständig zusammengebrochen ist, daß sie nicht länger in der Lage sind, ein technologisches Niveau zu halten, das es ihnen ermöglichen würde, Flugzeuge zu reparieren und radioaktiven Staub herzustellen. In den Prozeß sind Hungersnöte und Seuchen mit einbegriffen. Die Details können Sie selbst ausfüllen.

Die anderen Nationen, nicht alle, aber eine Anzahl von ihnen, würden bei dem Spiel mitmachen. Es ist unsinnig und selbstmörderisch, aber Verstand ist nicht nötig, um dabei mitzumischen. Es bedarf nur einer sehr kleinen machthungrigen Gruppe, einiger Flugzeuge und eines Vorrats radioaktiver Kampfstoffe. Es ist ein Teufelskreis, der nicht durchbrochen werden kann, bis die gesamte Menschheit auf einem so niedrigen wirtschaftlichen und technischen Niveau angelangt ist, daß die zu seiner Erhaltung notwendige Technologie nicht mehr getragen werden kann. Meine Schätzung ist, daß ein solcher Punkt erreicht sein würde, wenn ungefähr drei Viertel der Weltbevölkerung an Strahlungsschäden, Hunger und Seuchen zugrunde gegangen wären, und die Kultur auf die Stufe primitiven Ackerbaues isolierter kleiner Gruppen reduziert wäre.

Wo bleiben Ihre Verfassung und Ihre gesetzlich verankerten Rechte, wenn Sie das geschehen lassen?«

Es gab noch ein längeres Hin und Her, aber allmählich brachte Manning die meisten auf seine Linie. Der Präsident hatte ihn die Hauptlast der Debatte tragen lassen; nun griff er ein, um die Verstockten mit freundlicher Beredsamkeit für die – längst beschlossene – Sache zu gewinnen.

Am 22. Februar rief der Präsident den inneren Notstand aus und schickte seine »Friedensproklamation« an die Regierungen sämtlicher souveräner Staaten. Ihrer diplomatischen Verklammerung entkleidet, war ihr Gehalt etwa folgender: Die Vereinigten Staaten sind bereit und in der Lage, jede Macht oder

Mächtekoalition in kürzester Zeit zu zerschlagen. Darum ächten wir den Krieg und fordern jede Nation zu sofortiger und vollständiger Abrüstung auf.

Im Anhang zur Proklamation waren die Ausführungsbestimmungen in ultimativer Form festgelegt: Alle Flugzeuge, die den Atlantik oder den Pazifik überqueren konnten, waren innerhalb einer Woche auf dem Militärflugplatz von Fort Riley in Kansas zu übergeben. Für kleinere Maschinen wurden auf jedem Kontinent küstennahe Sammelplätze angegeben, von wo die abgelieferten Flugzeuge in die USA verschifft werden sollten. Ablieferungsbestimmungen für anderes Kriegsmaterial wurden für die nächste Zukunft angekündigt. Uran wurde nicht erwähnt; das würde später kommen.

Entschuldigungen wurden nicht anerkannt. Mangelnde Abrüstungsbereitschaft sollte als Kriegshandlung gegen die Vereinigten Staaten ausgelegt werden.

Es gab nur drei Mächte, die Anlaß zu ernster Besorgnis geben könnten, England, Japan und die Eurasische Union. England war vorgewarnt worden, wir hatten es aus einem Krieg herausgezogen, den zu verlieren es im Begriff gewesen war, und seine politischen und militärischen Führer wußten genau, was wir tun konnten und tun würden.

Japan war eine andere Sache. Die Japaner hatten Berlin nicht gesehen und glaubten nicht wirklich daran. Außerdem hatten sie sich seit so vielen Jahren eingeredet, sie seien unbesiegbar, daß sie davon überzeugt waren. Es hat keinen Zweck, mit einem Japaner zu rasch brutal zu werden, denn er würde lieber sterben als sein Gesicht verlieren. Darum wurden die Verhandlungen in aller Stille geführt, und eine japanische Militärdelegation reiste eigens nach Berlin, um die Wirkung des Todesstaubs an Ort und Stelle zu studieren, bevor die Regierung sich dem Druck beugte.

Die Eurasische Union stimmte einigermaßen überraschend

unseren Bedingungen zu und bot Zusammenarbeit an. Man wies darauf hin, daß die Union niemals aggressiv gewesen sei und sich auch aus dem jüngsten Weltkrieg herausgehalten habe. Die Regierung der Eurasischen Union begann sofort mit der Ablieferung kleinerer Flugzeuge. Meldungen über die Zahl und Art der Maschinen schienen deutlich zu machen, daß die Union aus Notwendigkeit dem Krieg ferngeblieben war; die Maschinen waren größtenteils deutsche Fabrikate und ziemlich veraltet, Typen, die Deutschland schon in den ersten Kriegsjahren ausrangiert hatte.

Manning und ich flogen nach Kansas, um gewisse Details in Verbindung mit der Stilllegung der Großflugzeuge zu überwachen, die bei Fort Riley gesammelt wurden. Wir planten, sie mit Öl zu besprühen und dann aus niedriger Höhe mit radioaktivem Staub einzunebeln, dessen Wirksamkeit etwa ein Jahr vorhalten sollte. Dann könnten wir sie unbesorgt ihrem Schicksal überlassen und uns anderen Angelegenheiten zuwenden.

Wir kreisten über dem Sammelplatz, bevor wir im einige Kilometer entfernten Fort Riley landeten. Ich sah die beiden hastig fertiggestellten Rollbahnen und das weite, eingezäunte Areal ebener Prärie, wo die vereinnahmten Flugzeuge abgestellt werden sollten. Traktoren und Planierdrauben waren hier und dort noch an der Arbeit. Auf dem Ostteil des Abstellfelds standen die deutschen und englischen Bomber bereits in dichten Reihen, während weitere von Schleppern in Position gebracht wurden.

Von der Eurasischen Union waren nur drei fliegende Festungen eingetroffen. Die anderen sollten folgen, hatten die Vertreter der Eurasischen Union erklärt, sobald eine Lieferung Flugbenzin eintreffen würde, denn angesichts einer ernststen Treibstoffknappheit im Lande habe man nicht genug Flugbenzin, um alle Maschinen für die lange Route über die Arktis zu versorgen. Es gab keine Möglichkeit, die Behauptung nachzuprüfen, und wir akzeptierten die Verzögerung, während von England

eine Tankerladung Flugbenzin auf den Weg gebracht wurde.

Nachdem Manning sich vergewissert hatte, daß alles nach seinen Vorstellungen ablief, wollten wir Fort Riley verlassen. Kurz vor unserem Abflug ging jedoch eine Meldung ein, daß noch am selben Tag ein Bomberverband aus der Eurasischen Union eintreffen sollte, und Manning wollte sie sehen. Wir warteten vier Stunden; als schließlich die Meldung kam, daß unsere Begleitjäger den Verband über der kanadischen Grenze in Empfang genommen hätten, schien Manning vom langen Warten nervös geworden zu sein und erklärte, daß wir ihre Ankunft aus der Luft beobachten würden. Wir starteten, kletterten auf etwa tausend Meter und warteten.

Es waren neun Langstreckenbomber in drei Ketten, und sie sahen so riesig aus, daß unsere Begleitjäger kaum zu bemerken waren. Der Verband ging in einer weiten Schleife nieder und setzte zur Landung an, als Mannings Pilot, Leutnant Rafferty, murmelte: »Was soll denn das? Sie wollen mit dem Wind landen!«

Ich dachte mir nichts dabei, aber Manning schrie sofort den Piloten an: »Verbindung mit dem Feld: Sofort!«

Rafferty fummelte am Funksprechgerät, und die Flugplatzkommandantur meldete sich.

»Alarm! Schutzanzüge!« brüllte Manning.

Wir konnten die Sirene natürlich nicht hören, aber ich sah die weißen Dampfstrahlen aus dem Dach der Verwaltungsbaracke steigen – drei lange Stöße, dann drei kurze. Und fast gleichzeitig sah ich die Rauchfahnen aus Leibern der Bomber strömen.

Statt zu landen, starteten sie durch und rasten im Tiefflug über den Sammelplatz, auf dem sich Maschinen aus aller Herren Länder drängten.

Eine Minute später waren sie über Fort Riley und entfernten sich schnell in Richtung auf Kansas City.

Manning fluchte. »Und kein Jäger weit und breit! Warum mußten sie vorzeitig abdrehen? Leutnant, haben Sie noch das

Feld?«

»Ja, Sir.«

»Ich will den Sicherheitstechniker. Schnell!«

Der Pilot schaltete den Verstärker ein, daß Manning direkt sprechen konnte, ohne sich neben den Pilotensitz zu zwängen.

»Saunders? Hier spricht Manning. Was ist los?«

»Der Teufel, Chef. Radioaktiv. Intensität sieben komma vier.«

Sie hatten eine Parallelentwicklung zum Karst-Obre-Verfahren.

Es ist nicht nötig, die Nachrichten und Zeitungsmeldungen des Viertagekriegs wiederzukaufen. Der wesentliche Punkt ist, daß wir ihn verloren hätten, wäre uns nicht eine Kombination von unwahrscheinlichem Glück, Voraussicht und geistesgegenwärtiger Führung zu Hilfe gekommen. Offenbar waren die Nuklearphysiker der Eurasischen Union beinahe so weit gewesen wie Ridpaths Leute, als der Angriff auf Berlin ihnen die Augen geöffnet hatte. Dann hatten wir sie durch das Unterwerfungsul timatum zum Losschlagen gezwungen.

Man hat es Manning nie gedankt, aber mir ist klar, daß er die Möglichkeit von etwas wie dem Viertagekrieg vorausgesehen und versteckte Vorbereitungen dafür getroffen hatte. So war es gewiß kein Zufall, daß der Kongreß zu dieser Zeit vertagt war und die meisten Abgeordneten sich in ihren Heimatbezirken aufhielten.

Natürlich war es der Präsident, auf dessen Veranlassung die meisten Zivilangestellten der Ministerien für zehn Tage in Urlaub geschickt wurde, und er selbst muß die Entscheidung getroffen haben, zu dieser Zeit an Floridas Küsten Erholung zu suchen, aber es muß Manning gewesen sein, der ihm diese Ideen in den Kopf setzte.

Mehr konnte auch Manning nicht tun. Der Viertagekrieg kostete uns zwölf Millionen Menschenleben, die Eurasische

Union nach späteren Schätzungen etwa genauso viele. Lauter unschuldige Menschen. Krieg ist keine schöne Sache.

Ich sagte, daß Glück eine Rolle spielte. Es war schlechte Navigation, die eine unserer Bombergruppen veranlaßte, statt Tambow Rjasan radioaktiv zu bestrahlen, aber durch diesen Irrtum wurden das einzige Laboratorium und die Fabrik, die in der Eurasischen Union radioaktive Kampfstoffe herstellten, außer Betrieb gesetzt.

Der Kongreß trat in der zeitweiligen Hauptstadt St. Louis zusammen, und die amerikanische »Befriedigungsexpedition« begann der Eurasischen Union die Zähne zu ziehen. Es war keine militärische Besetzung im üblichen Sinn, denn die Aktion konnte angesichts der Lage im eigenen Land und in der übrigen Welt nur in der Beschränkung auf wesentliche Ziele wirksam sein. Diese waren das Aufspüren und Vernichten aller Flugzeuge und Flugzeugfabriken, aller Strahlungslaboratorien und atomphysikalischen Versuchsanlagen, sowie die radioaktive Verseuchung der Uran- und Pechblendegruben. Kein Versuch wurde unternommen, die Regierung zu entmachten oder die Zivilverwaltung des Landes zu kontrollieren.

Die praktische Lösung des Problems der Weltherrschaft konfrontiert die Vereinigten Staaten mit dem viel ernsteren Problem, eine Politik zu ersinnen, die sicherstellen würde, daß die tödliche Macht des Staubes niemals in falsche Hände geriete.

Das Problem ist so leicht zu lösen wie die Quadratur des Kreises. Manning und der Präsident glaubten, daß die Vereinigten Staaten die Macht bis auf weiteres ausüben sollten; präzise Vorstellungen über eine künftige Weiterentwicklung gab es nicht, nur die vage Überlegung, daß eines Tages eine dauerhafte Institution geschaffen werden könnte, auf die sich das Machtmonopol irgendwie übertragen ließe. Das Risiko war dies: die Außenpolitik liegt in den Händen des Präsidenten und des Kongresses, der eine Kontrollfunktion hat. Glücklicherweise hatten wir zu der Zeit einen guten Präsidenten und einen

hinlänglichen Kongreß, aber das war keine Garantie für die Zukunft. In der Vergangenheit hatte es nicht eben selten korrupte Abgeordneten Häuser und machtgierige oder unfähige Präsidenten gegeben.

Nun waren wir im Begriff, künftigen Regierungen der Vereinigten Staaten die Macht weiterzugeben, die ganze Erde zu ihrem Imperium zu machen, ihrem Kolonialreich. Und der Präsident war der nüchternen Ansicht, daß unser Überlegenheitsgefühl und unsere charakteristische Einstellung zum Rest der Welt einer solchen Verlockung nicht widerstehen würden. Imperialismus läßt den Bedrucker wie die Bedrückten verkommen; den einen moralisch, die anderen materiell.

Der Präsident war ein kluger und weitblickender Mann. Er war entschlossen, daß unsere plötzliche unumschränkte Macht nur für das absolute Minimum der Friedenserhaltung eingesetzt werden sollte und für nichts sonst. Sie sollte nicht zum Schutz amerikanischer Investitionen im Ausland mißbraucht werden, nicht zur Durchsetzung ausbeuterischer Handelsabkommen und nicht zu wirtschaftlichen oder politischen Annexionen.

Die Verträge mit den anderen Nationen, durch die wir die Verantwortung für den Weltfrieden übernahmen und in denen wir zugleich Garantien gegen unseren eigenen Machtmißbrauch gaben, wurden in der Periode der Erleichterung und des guten Willens durchgepeitscht, die der Beendigung des Viertagekriegs folgte. Oberflächlich betrachtet, hatten ihre Garantieerklärungen den Zweck, unseren Vertragspartnern den Verzicht auf wesentliche Souveränitätsrechte zu erleichtern.

Aber ihr tieferer Sinn war, künftige Regierungen der Vereinigten Staaten auf eine unwiderrufliche wohlwollende und zurückhaltende Außenpolitik zu verpflichten.

Um die Einhaltung der Verträge zu überwachen und um ein Forum für internationale Streitfragen und Diskussionen zu schaffen, wurde die »Kommission für Weltsicherheit« gegründet, und Colonel Manning wurde Weltsicherheitskommissar.

Die Weltsicherheitskommissare sollten auf Lebensdauer bestimmt – später vielleicht gewählt – werden und die gleiche Integrität und Freiheit von äußerem Druck haben wie die Mitglieder des obersten Bundesgerichtshofs. Es war sogar vorgesehen, daß Nichtamerikaner Kommissare werden konnten, und sie leisteten einen Eid, der sie verpflichtete, den Weltfrieden zu erhalten.

Es gab große Schwierigkeiten, diese Klauseln über die Hürde des Abgeordnetenhauses zu bringen.

Nichtsdestoweniger wurde die Kommission ins Leben gerufen. Auf Grund ihrer Überwachungsfunktion übernahm sie die Kontrolle über den Weltluftverkehr und alle natürlichen und künstlichen Radioaktivstoffe, und machte sich an die lange und mühselige Arbeit, die »Friedenspatrouille« aufzubauen.

Manning hatte die Vision von einem Weltpolizeikorps, einer Elite durch Selektion und Indoktrination, der man die unbegrenzte Macht über das Leben der Menschheit anvertrauen konnte. Es würde niemand geben, diese Wächter zu bewachen. Ihr eigener Charakter und ihre Wachsamkeit untereinander würden alles sein, was zwischen der menschlichen Rasse und ihrem Untergang stünde.

Die übrigen Mitglieder der Kommission wurden in einem langwierigen Prozeß ausgewählt, vom Präsidenten und Manning zur Ernennung vorgeschlagen und vom Senat bestätigt. Der Präsident des internationalen Roten Kreuzes und Dr. Igor Rimsky, der die Karst-Obre-Technik unabhängig entwickelt hatte, waren die einzigen Ausländer. Der Rest der Liste ist bekannt.

Ridpath und seine wissenschaftlichen Mitarbeiter bildeten notwendigerweise die erste technische Überwachungsgruppe der Kommission; Piloten der amerikanischen Streitkräfte wurden die ersten Männer der Friedenspatrouille.

Der langfristige Plan schloß Schulen für die Ausbildung und Indoktrination künftiger Patrouillenmitglieder ein, Kadettenan-

stalten, die befähigten Jugendlichen aller Rassen und Nationalitäten offenstehen sollten, und aus denen sie hinausgehen würden, um in allen Ländern über die Einhaltung des Friedens zu wachen – nur nicht in den Ländern ihrer jeweiligen Herkunft. Ein Angehöriger dieser Weltpolizeitruppe würde während seiner Dienstzeit niemals in sein Heimatland zurückkehren. Sie sollten eine vorsätzlich expatrierte Janitscharentruppe sein, verpflichtet nur der Kommission und der Menschheit, zusammengeschweißt von einem sorgfältig genährten Korpsgeist.

Der Plan schien einigermaßen vernünftig. Hätte Manning zwanzig Jahre ohne Unterbrechung an seiner Verwirklichung arbeiten können, wäre vielleicht alles so gekommen, wie er es sich gedacht hatte.

Der Mitkandidat des Präsidenten für die Wiederwahl war das Resultat eines politischen Kompromisses. Er, der Vizepräsident werden sollte, war ein konservativer Chauvinist, traditionellem Großmachtdenken verhaftet, der sich von Anfang an der Schaffung einer unabhängigen Kommission für Weltsicherheit widersetzt hatte, aber es hieß ihn nehmen oder eine Abspaltung des konservativen Parteiflügels riskieren, und das in einem Jahr, wo die Opposition ohnehin stark war. Der Präsident ging als knapper Sieger aus der Wahl hervor, aber die Mehrheit im Kongreß war ihm verlorengegangen; nur sein Veto verhinderte zweimal hintereinander die Aufhebung der Friedensgesetze. Der Vizepräsident tat nichts zu seiner Unterstützung, obgleich er die Insurrektion nicht öffentlich anführte. Manning revidierte seine Pläne, um die wichtigsten Programmpunkte bis Ende 1952 zu verwirklichen, weil es keine Möglichkeit gab, die Haltung der nächsten Administration vor auszusehen.

Wir waren beide überarbeitet, und ich begann zu erkennen, daß meine Gesundheit beim Teufel war. Die Ursache war nicht schwierig zu ermitteln; ein hochempfindlicher Film, in völliger Dunkelheit auf meine Haut geklebt, bewölkte sich in zwanzig

Minuten. Ich litt an einer minimalen, aber kumulativen radioaktiven Vergiftung. Es gab keine klar definierbaren Krankheitserscheinungen, die behandelt werden konnten, nur eine allmählich fortschreitende Verschlechterung der Funktionen und Gewebe. Eine Heilung war nicht möglich, und es gab Arbeit zu tun. Ich habe meine Erkrankung immer der Woche zugeschrieben, die ich vor dem Angriff auf Berlin auf diesen Kanistern sitzend verbrachte.

17. Februar 1951. Ich verpaßte die erste Radiomeldung über den Flugzeugabsturz, bei dem der Präsident getötet wurde, weil ich in meiner Wohnung lag und schlief. Obwohl ich weiterhin Dienst tat, hatte Manning mir einen täglichen Mittagsschlaf verordnet. Ich erfuhr die Nachricht von meiner Sekretärin, als ich in mein Büro zurückkehrte, und eilte sofort zu Manning.

Der Augenblick hatte etwas seltsam Unwirkliches. Es schien mir, als ob jener andere Tag wiedergekehrt sei, an dem ich von England zurückgekehrt war, der Tag, als Estelle Karst starb. Er blickte auf. »Hallo, John«, sagte er.

Ich legte meine Hand auf seine Schulter. »Nehmen Sie es nicht zu schwer«, war alles, was mir einfiel.

Achtundvierzig Stunden später kam die Botschaft vom neu vereidigten Präsidenten, daß er Manning zu sehen wünsche. Ich brachte sie selbst zu Manning, ein offizielles Fernschreiben aus dem Weißen Haus. Manning las den Text mit ausdrucksloser Miene.

»Wollen Sie gehen, Chef?« fragte ich.

»Wieso, natürlich.«

Ich kehrte in mein Büro zurück und holte meinen Mantel, Handschuhe und Aktentasche.

Als ich wieder zu ihm kam, sagte er: »Laß nur, John. Du wirst nicht mitgehen.« Ich muß ein widerspenstiges Gesicht gemacht haben, denn er fügte hinzu: »Du wirst nicht mitgehen, weil es hier Arbeit zu tun gibt. Warte einen Augenblick.«

Er ging zu seinem Safe, öffnete ihn und nahm einen versiegelten Umschlag heraus, den er zwischen uns auf den Schreibtisch warf. »Hier sind deine Befehle. Mach dich an die Arbeit.«

Er ging hinaus, als ich den Umschlag öffnete. Ich las die Befehle und machte mich an die Arbeit. Es war wenig genug Zeit.

Der neue Präsident empfing Manning stehend und in Gesellschaft mehrerer Leibwächter und Berater. Unter den letzteren erkannte Manning den Senator, der den Versuch einer Abgeordnetengruppe angeführt hatte, zur Wiedergewinnung enteigneten amerikanischen Privatbesitzes in Südamerika und Afrika die Friedenspatrouille einzusetzen, und den Vorsitzenden eines Parlamentsausschusses für Fragen der Luftfahrt, mit dem er wegen der Wiedereinführung kommerzieller Fluglinien mehrere unbefriedigende Konferenzen gehabt hatte.

»Sie sind pünktlich, sehe ich«, sagte der frühere Vize und jetzige Präsident. »Gut.«

Manning verbeugte sich.

»Wir wollen gleich zur Sache kommen«, fuhr der Präsident fort. »Unter der neuen Administration wird es einige Änderungen in der Außen- und Wirtschaftspolitik geben. Ich möchte Ihren Rücktritt.«

»Ich bedaure, ablehnen zu müssen, Sir.«

»Das werden wir noch sehen. Einstweilen, Colonel Manning, sind Sie von Ihren Pflichten entbunden.«

»Kommissar Manning, wenn ich bitten darf.«

Der neue Präsident zuckte die Achseln. »Eins oder das andere, wie Sie wollen. Sie sind Ihres Amtes enthoben.«

»Es tut mir leid, Ihnen nochmals widersprechen zu müssen. Meine Ernennung lautet auf Lebenszeit.«

»Das ist genug«, war die Antwort. »Dies sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Eine höhere Autorität kann es nicht geben. Sie sind unter Arrest.«

Manning schaute ihn lange an, dann antwortete er bedächtig:

»Sie mögen physisch in der Lage sein, mich festnehmen zu lassen, das gebe ich zu, aber ich rate Ihnen, noch einige Minuten zu warten.« Er trat ans Fenster. »Schauen Sie hinauf.«

Sechs Bomber der Kommission für den Weltfrieden kreisten über dem Regierungsviertel Washingtons. »Keiner dieser Piloten ist gebürtiger Amerikaner«, setzte Manning hinzu. »Wenn Sie mich festhalten, wird keiner von uns hier den morgigen Tag erleben.«

Danach gab es noch einige Zwischenfälle, wie etwa die unglückliche Revolte von Fort Benning drei Tage später, oder den Aufstandsversuch einiger Truppenteile, aber im wesentlichen war das alles, was den Staatsstreich ausmachte.

Manning war der unangefochtene Militärdiktator der ganzen Erde.

Ob ein so allgemein verhaßter Mann wie Manning die Friedenspatrouille so ausbauen kann, wie er es sich vorgestellt hatte, ob er sie vertrauenswürdig, angesehen und sich selbst erhaltend machen kann, weiß ich nicht, und wegen jener Woche, die ich in einem unterirdischen englischen Hangar verbringen mußte, werde ich es auch nicht erleben. Mannings Herzkrankheit macht den Ausgang noch Ungewisser – er mag weitere zwanzig Jahre durchhalten, oder er mag morgen tot umfallen. Und es gibt niemanden, der seinen Platz einnehmen kann. Ich habe die Geschichte dieser Ereignisse niedergeschrieben, um die kurze mir verbleibende Zeit auszufüllen, aber auch um zu zeigen, daß alles seine zwei Seiten hat, selbst die Weltherrschaft.

Nicht, daß mir der Ausgang gefallen würde, so oder so. Wenn etwas daran ist, was einem in der Kirche über ein Weiterleben nach dem Tode erzählt wird, dann werde ich den Mann suchen, der Pfeil und Bogen erfunden hat, und ihn mit den bloßen Händen auseinandernehmen. Ich für meine Person kann in einer Welt nicht glücklich sein, wo irgendein Mann oder eine kleine Gruppe von Männern die Macht des Todes

über Sie und mich, über unsere Nachbarn, über Mensch und Tier und jedes lebende Wesen hat. Niemand sollte diese Art von Macht haben.

Das findet Manning auch.

ENDE

Als

UTOPIA-CLASSICS Band 13

erscheint:

**L. Sprague de Camp
und P. Schuyler Miller**

Die neuen Herrscher

Menschen von heute – in ferner Zukunft gestrandet

Begegnung mit den Erben der Menschheit

In einem Tunnel eingeschlossen und der Einwirkung eines neuartigen, tiefschlaferzeugenden Gases ausgesetzt, überleben die Insassen eines Linienbusses unentdeckt den Zeitraum einer halben Ewigkeit.

Als diese Menschen – eine bunt zusammengewürfelte Schar von Männer und Frauen – schließlich erwachen und an das Licht der Sonne treten, gibt es die Welt, die sie kennen, längst nicht mehr.

Die Natur hat sich weitgehend verändert, und die Erde ist menschenleer. Jetzt wird die Welt von Wesen beherrscht, die längst das Erbe der Menschheit angetreten haben.